

**Der kabbalistische Brief
oder
Gedanken werden Gold**

**Eine fantastische Geschichte
von Peter Staaden**

**Für den Teil in uns,
der hinter den Tränen lebt**

Es war Mittag. Die Sonne brannte heiß auf die Dächer des am Rande eines kleinen Waldes gelegenen Dorfes. Niemand hatte damit gerechnet, dass es noch einmal so heiß werden würde. Umso überraschender brachte diese schwüle Hitze den Müßiggang des Ortes noch mehr ins Stocken. Hinter der Veranda des Häuschens von Frau Sonntag war der kleine Garten in gleißendes Licht getaucht. Welch wunderschönes Motiv dies in den Augen eines Malers gewesen wäre! Der Weg führte mich nahe zu den Apfelbäumen im unteren Teil des Gartens, vorbei an einer Brombeerhecke und einer dahinter liegenden Wiese. Das Gras war fast einen Meter hoch und, so wie der ganze Garten, verwildert. Sogleich fielen mir einige Bilder jener Maler ein, die ich in den letzten Jahren gesehen hatte. Immer wenn ich eine pittoreske Szene erblickte, blieb der innere Film an einer anderen Stelle stehen. Diesmal hielt er bei Van Goghs „Äste mit Mandelblüten“ und „Erbblühte Pfirsichbäume“ inne. Eigentlich war Vincent van Gogh keiner meiner Lieblingsmaler, ich muss jedoch gestehen, dass sich so manches seiner Gemälde in meinem Gedächtnis festgesetzt hatte. Die Selbstporträts sind beeindruckend, insbesondere erschienen mir das Blau und Gelb in dem Bild „Café-Terrasse am Place du Forum“ unvergesslich schön. Bei meinem ersten Besuch des Van-Gogh-Museums in Amsterdam beeindruckte mich besonders sein Spätwerk, noch mehr faszinierte mich allerdings meine Freundin Rachel. Amsterdam war unser erstes gemeinsames Reiseziel; dort entdeckten wir unsere Liebe. Bittersüßer Mandelbaum.

Hinten im hellen Garten bei Familie Sonntag schien alles ruhig zu sein, niemand war zu sehen. Ich riskierte noch einen verstohlenen Blick hinüber zur großen Glastür auf der Veranda. Kurz, wie das Vorbeihuschen eines Vogels, bemerkte ich die Bewegung eines Schattens. Merkwürdig. Frau Sonntag war vor drei Wochen gestorben, eigentlich sollte sich niemand im Haus befinden. Wie konnte sich dort etwas bewegen? Es stand doch völlig leer. Vielleicht ein Einbrecher oder ein Landstreicher? Nein, was die Verwandtschaft nicht mehr erben wollte, wurde vom hiesigen Sozialamt bereits abgeholt und in ein Lager für Arme gebracht.

Jeder im Dorf kannte die Sonntags, die direkte Nachbarn meiner Familie waren. Ihr Haus war nur einen Steinwurf von unserem entfernt. Herr und Frau Sonntag wurden hier im Dorf geboren, und zusammen mit dem Vater von Herrn Sonntag hatten sie ihr Leben in dem kleinen Häuschen am Waldrand verbracht. Ich kann mich noch ein wenig sowohl an Opa Sonntag als auch an seine Erzählungen erinnern. „Wuleewu Kardoffelsupp aweck verbrande Kleeß“ war ein Satz, den er oft wiederholte. Oder er sprach ganz aufgeregt vom „Hassadeer“ und vom „Tambor“. Solche Einwürfe auf „Mundart-Französisch“ streute er immer wieder gerne in seine

Erinnerungen vom Ersten Weltkrieg; er musste die paar Brocken in seiner Soldatenzeit aufgeschnappt haben. Ich verstand nicht viel von dem, was er sagte, dachte aber, wie sprachbegabt der Nachbars-Opa doch sei. Außerdem beeindruckte mich auch das immer blankgeputzte Schwerverletztenabzeichen: Der blecherne Orden war Opa Sonntags ganzer Stolz und lag wie ein Schatz in einem künstlerisch verzierten Holzkästchen. Jeder im Ort hatte den Orden schon gesehen.

Sonst kannte ich die Sonntags so, wie man ein älteres benachbartes Ehepaar kennt. Erst später wurde ich manchmal für die eine oder andere Gefälligkeit rübergerufen. Meistens sollte ich dabei helfen, ein schwereres Möbelstück zu transportieren oder nur ein bisschen zurechtzurücken, was mir Herr Sonntag Junior immer großzügig honorierte. Das war aber auch schon alles.

II

In meiner Heimatstadt hatte ich den Zivildienst beim lokalen Caritasverband angetreten. Ich musste alten, pflegebedürftigen Bürgern mit dem Auto Essen bringen. Bei meiner täglichen Tour besuchte ich meist alleinstehende Frauen und Männer, und wenn die alten Leutchen nicht mehr selbst speisen konnten, musste ich sie gegebenenfalls auch füttern. Die letzte Kundin für mein „Essen auf Rädern“ war meine Nachbarin Frau Sonntag. Je nachdem, wie viel Zeit mir blieb, verbrachte ich noch einige Minuten bei ihr, in denen ich sie allmählich etwas näher kennenlernte.

Schon am Anfang fiel mir das ungewöhnliche Innere ihres Hauses auf, in dem sie schon seit einigen Jahren allein lebte. Opa Sonntag war vor langer Zeit gestorben, und nach dem Tod ihres Mannes hatte sie sich regelrecht im Haus verkrochen. Frau Sonntag war eine magere, kleine Frau mit einem Mausgesicht und hellgrauen Haaren, die sie zu einem Knoten zusammenband und dann noch zusätzlich mit einem Haarnetz bedeckte. Ihr Körper war leicht nach vorne gekrümmt, immer ein wenig zitternd. Meistens trug sie eine karierte Schürze, die sie sich oft verkehrt herum umband. Damit wirkte sie dann so, als ob sie gerade bei einer Küchenarbeit unterbrochen worden wäre. Die Räume ihres Hauses waren immer abgedunkelt, selbst am Tag musste ich im Flur das Licht anmachen, um dann im dunklen Wohnzimmer den Essensbehälter auf den vorbereiteten Tisch zu stellen. Frau Sonntag wollte nicht, dass ich dort eine weitere Lampe einschaltete. Also wickelte ich den Besuch meiner letzten Kundin immer im Halbdunkel ab. Es war immer die gleiche Zeremonie. Frau Sonntag machte mir die Tür auf, ich lief hinter ihr her, bis ins Wohnzimmer, wo schon auf dem Tisch ein Teller und sauberes Besteck lagen. Mir war es immer peinlich, wenn ich beim Auflegen des Essens bemerkte, dass die Temperatur etwas zu wünschen übrig ließ, denn oft vermisste ich den Dampf einer richtig warmen Mahlzeit. In der Regel glich ich diesen Nachteil auf meiner Tour durch einen längeren Aufenthalt aus, denn für einige der alten Menschen war ich offensichtlich der einzige Kontakt am ganzen Tag. So freuten sie sich, mich zu sehen, wenn auch nur für wenige Minuten. Oder war es nur wegen des Hungers? Bei Frau Sonntag wusste ich genau: Sie mochte mich und sprach gerne mit mir. Mein täglicher Besuch war immer ein willkommener Anlass für ein kleines Gespräch.

„Mein Lieber, setz dich“, sagte sie und bot mir etwas von dem alten Gebäck an, welches wie gewohnt auf dem Wohnzimmertisch stand.

„Du kanntest ja noch meinen Mann Hans, erinnerst dich bestimmt noch an ihn. Stimmt doch, nicht wahr?“

Sie sprach weiter, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Was soll ich Dir sagen? Es ist schwer seitdem, schwer so allein. Ich kann ja auch nicht mehr, so wie ich will. Die Knochen sind müde geworden. Aber du kennst ja meine Geschichten. Heute möchte ich nicht über meine Krankheiten sprechen. Worum es mir eigentlich geht, ist etwas anderes. Ich wollte es dir schon seit einiger Zeit sagen, aber jetzt ist der richtige Moment gekommen.“

Sie fasste in die rechte Seitentasche ihrer Schürze und zog vorsichtig einen alten, vergilbten Umschlag heraus.

„Ich bin jetzt schon alt, sehr alt, und ich spüre, dass ich nicht mehr lange zu leben habe. Du weißt ja, ich bin zuckerkrank, nicht wahr? Deshalb sollst du jetzt erfahren, was ich dir geben möchte. Komm ruhig ein bisschen näher.“

Ich rückte mit meinem Sessel ein Stück an das Sofa, auf dem sie mir gegenüber saß, und war gespannt, was sie mir zu sagen hatte.

„Schau, mein Lieber, diesen Brief gab mir mein Mann. Er gab ihn mir kurz bevor er starb.“

Mit ernster Miene nahm sie den Umschlag, zeigte ihn mir von allen Seiten und schaute mir dabei tief in die Augen.

„Hans bekam ihn von seinem Vater. Soweit ich weiß, lässt sich die Geschichte weit zurückverfolgen.“

Beeindruckt von ihren Worten fragte ich sie nach dem Alter des Briefes.

„400 Jahre und viele Generationen zurück wurden diese Zeilen geschrieben. Ich weiß das Jahr nicht genau. Es ist kein Datum auf dem Papier vermerkt.“

Vorsichtig öffnete sie das abgegriffene Kuvert, zog langsam eine Seite ein Stück heraus. Wegen der Dunkelheit im Zimmer konnte ich nicht viel erkennen, ich spürte jedoch eine

ungeheure Spannung, die wie ein Knistern in der Luft lag. Die Hände von Frau Sonntag hatten völlig aufgehört zu zittern. Ihre Stimme klang jetzt tiefer als sonst.

„Nimm du nun diesen Brief. Du sollst ihn haben. Ich finde, dass er bei dir an der richtigen Adresse ist.“

„Worum handelt es sich denn?“, fragte ich ein wenig überrascht, aber auch benommen von der Eindringlichkeit ihrer Worte.

„Es ist der Brief eines weisen Mannes“, flüsterte mir Frau Sonntag ins Ohr. „Er erzählt die Geschichte von einem Mann, der den kleinen Ner Dakik getroffen hat und der die Buchstaben der Innenseite des Kästchens nimmt und sie mit dem gleichen Licht der Außenseite des spiegelnden Tuches füllt.“

Wenn du den Brief gelesen hast, wirst du verstehen.“

Sie legte ihren rechten Zeigefinger auf meine Lippen. Es lief mir eiskalt den Rücken herunter.

„Sag' jetzt nichts. Es ist ein Vermächtnis.“

Was faselte sie da von einer Geschichte mit merkwürdigen Namen, von Licht, Buchstaben und Spiegel? So ein wirres Zeug. Was will sie nur von mir, dachte ich. Ich hatte Bedenken, sträubte mich, diesen Brief anzunehmen, doch irgendwie fühlte ich mich auch ein wenig geehrt. Ein Vermächtnis also. Ich gehörte doch gar nicht zu ihrer Familie. Sie sprach weiter, ohne dass ich auch nur ein Wort gesagt hatte.

„Doch, für mich gehörst du dazu. Der Brief war nicht immer in Familienbesitz. Er blieb es nur, wenn die Übergabe gerechtfertigt war. Sprich nicht mehr, ich bin müde, sehr müde.“

Wie in Zeitlupe faltete sie den Brief wieder zusammen, steckte ihn in den Umschlag zurück und verschloss ihn sorgfältig.

„Nimm ihn nun und geh. Du wirst wissen, wann du ihn zu öffnen hast. Dann wirst du verstehen. Ich bin müde, frag' nichts mehr. Ach ja, vergiss den Essensbehälter nicht. Wir sehen uns morgen wieder. Wie immer um die gleiche Zeit. Und vergiss mich nicht, nicht wahr? Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen, Frau Sonntag.“

Verwirrt von dem Geschehenen trat ich mit dem Brief in der Rechten und dem Behälter in der Linken in den düsteren Flur, schritt etwas wacklig auf den Beinen auf die Haustür zu. Ich hatte wohl beim Eintreten vergessen, sie zu schließen, und öffnete sie deshalb, indem ich sie mit dem Fuß zur Seite schob. Draußen stach mir sofort die grelle Sonne ins Gesicht. Geblendet hörte ich noch die Tür hinter mir zufallen, taumelte auf dem schmalen Weg Richtung Vorgarten zur Straße. Instinktiv hielt ich die Hand mit dem Umschlag vor die Augen, um mich vor dem gleißenden Licht zu schützen. Doch zu meinem Erstaunen hatte es keine Wirkung. Der Brief warf keinen Schatten. Es war so, als ob er nicht da wäre, als ob gar kein Umschlag vorhanden sei, als hielte ich ein Stück durchsichtiges Nichts ins Licht, ein gläsernes, transparentes Stück Papier. Doppelt geblendet durchfuhr mich jähes Entsetzen. Erschreckt riss ich die Hand wieder nach unten, hielt den Umschlag verängstigt, wie eine ansteckende Krankheit, von mir. Ich konnte mir das nicht erklären. Schnell ins Auto, dachte ich, und rannte angsterfüllt los. Frau Sonntag verstarb einen Tag später. An Herzversagen, wie man mir sagte.

III

Die Umstände der Übergabe des Briefes ließen mich diesen Tag nicht mehr vergessen. Während meiner Arbeit dachte ich unentwegt an Frau Sonntag. Nachts konnte ich keine Ruhe finden, grübelnd rollte ich mich hin und her. Meist sehr spät, wie eine Ohnmacht, erlöste mich der Schlaf. Schon bald darauf wurde ich krank, von einem undefinierbaren Fieber gepackt, musste ich das Bett hüten. Meine Augen waren überempfindlich geworden. Unser Hausarzt, Dr. Bauer, von meiner besorgten Mutter ins Haus gerufen, konnte sich keinen so rechten Reim auf meine Krankheit machen. Er riet, mein Zimmer abzudunkeln, verordnete mir völlige Ruhe. Mein Zustand verschlechterte sich trotzdem von Tag zu Tag.

Für Außenstehende musste ich einen jämmerlichen Anblick abgegeben haben. Die Blicke meiner Eltern verhiessen mir jedenfalls nichts Gutes. Selbst der Arzt, der täglich abends nach mir schaute, wirkte beunruhigt. Man machte sich große Sorgen, obwohl mich Dr. Bauer nicht ins Krankenhaus überweisen wollte. Er legte mir stattdessen eindringlich ans Herz, mich auszuruhen und mich nicht aufzuregen.

Innerlich war mein Zustand chaotisch, es raste wie ein Sturm im Wasserglas in meinem Kopf. Gedankenketten aus Gegenwart und Vergangenheit reihten sich aneinander, längst vergessene Bilder aus meiner Kindheit wurden wieder wach, immer wieder unterbrochen von Gegenwartseindrücken sowie Erinnerungen an diesen mysteriösen Brief. Die Grenze zwischen Wachsein und Schlaf verwischte sich immer mehr. Ich steuerte in die Tiefen meiner Seele, in den großen Ozean des Unterbewusstseins. Hier lauerten jene Gefühle und Gedanken, die ich nur zu gerne unterdrückte und nicht wahrhaben wollte. Es war nicht zum Aushalten, da es scheinbar zu schmerzhaft war. Nach einigen Tagen wusste ich nicht mehr richtig, wer ich war und wo ich mich befand. Ich war in einer Art Dämmerzustand oder einem komaähnlichen Schlaf. Meine Eltern sagten mir später, ich hätte ziemlich hohes Fieber gehabt, wäre oft sehr unruhig währenddessen gewesen, nur ab und zu aufgewacht, um ein wenig Haferschleim und dergleichen zu mir zu nehmen. Danach sei ich dann sofort wieder erschöpft eingeschlummert. Doktor Bauer hatte mitgeteilt, es handle sich bei meiner Krankheit um einen Erschöpfungszustand, der mit einer Virusinfektion einherginge. Ich bekam jedoch keine Medikamente verschrieben, da er meinte, mein Körper müsse Abwehrkräfte sammeln, sich somit selbst regenerieren. Ruhe und regelmäßige Kontrolle meiner Fieberwerte würden ausreichen. So verbrachte ich drei Wochen, die mir selbst unendlich lang vorkamen, krank in meinem Bett zu Hause.

Mein Zimmer im Haus meiner Eltern lag ganz oben, direkt unter dem Dach. Vater und Mutter hatten schon vor Jahren den Speicher für uns Söhne ausgebaut; mein Bruder war allerdings schon seit Beginn seines Studiums ausgezogen, so hatte ich jetzt unseren ehemaligen gemeinsamen Raum für mich allein. Es war ein schönes Dachkämmerchen mit zwei kleinen Fenstern nach Osten und Westen. Gegenüber der Tür befand sich ein Schrank, gleich daneben mein Bett mit Nachttisch. Sonst gab es noch ein paar Regale sowie einen kleinen Schreibtisch, über dem ein selbstgemaltes abstraktes Bild neben zwei Fotos meiner Freundin hing. Alles war in hellem Holz gehalten, und wegen der zusätzlich noch mit Brettern verschalteten Wände glich das Zimmer ein wenig einer holzverschalteten Sauna.

Nachdem ich den Brief von Frau Sonntag erhalten hatte, versteckte ich ihn in diesem Raum. Es war die letzte bewusste Handlung vor meiner undefinierbaren Krankheit gewesen. Die Stelle war ein kleines Geheimfach, direkt unter meinem Bett, ganz unten in der Ecke, die auch hier noch mit Holzpaneelen verkleidet war. Wenn ich unter das Bett kroch, konnte ich eins der Holzbretter wie eine Schublade ein Stück nach hinten schieben; so öffnete sich eine dahinterliegende Öffnung, etwa so groß wie ein Schuhkarton. Diesen Ort nutzte ich seit langem als geheimes Versteck für allerlei Dinge, die mein Bruder und meine Eltern nicht finden sollten. Ich war mir sicher, dass der Brief hier nicht zu entdecken war. Sicher, vor allem wegen meiner neugierigen Mutter, die leider nur zu oft in meinem Zimmer glaubte, aufräumen zu müssen. Ganz früh in meiner Kindheit versteckte ich in diesem Fach Süßigkeiten oder Krimskrums, den ich so besaß, und der mir damals unglaublich wichtig erschien. Deshalb war dies mein bester Aufbewahrungsort für den mysteriösen Brief.

Erst Wochen nach dem Tod von Frau Sonntag, meinem darauffolgenden Fieber und der langsamen Genesung hatte ich den Mut, den geerbten Brief das erste Mal aus seinem Versteck zu holen. Er ließ mir keine Ruhe und ich wollte ihn lesen, wollte wissen, welches Vermächtnis mir übergeben wurde. Bis dato wusste niemand etwas von meinem Erlebnis im dunklen Nachbarhaus. Die Spannung in meinem Inneren war mit der Zeit immer stärker geworden. Wie konnte es sein, dass der Brief beim Verlassen des Nachbarhauses keinen Schatten warf, grübelte ich. Das war doch unmöglich, ich musste mich geirrt haben. Dennoch stieg sofort das Bild der gleißenden Sonne, die ich unvermindert durch den Umschlag erblickt hatte, in meiner Erinnerung hoch. Es war nur ein kurzer Moment, aber er hatte sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt.

In meiner Fantasie reimte ich mir schon alles Mögliche über den Brief zusammen. War er die Botschaft eines Zauberers oder ein Wegweiser zu einem Schatz? Vielleicht eine wichtige Mitteilung in einer fremden Sprache oder nur die Spinnerei einer alten, kranken Frau?

Heute war unser Haus leer. Vater arbeitete noch bis fünf Uhr, Mutter war wie jeden Freitag zu ihrer Gymnastikstunde in die nahegelegene Grundschule gegangen. Also genau der richtige Augenblick, um das Geheimnis endlich zu lüften. Etwas nervös und zitterig schritt ich auf mein Bett zu. Die Angst, die mir der Brief einmal eingejagt hatte, war noch nicht vergangen, deshalb wollte ich mich, bevor ich das Geheimgfach öffnete, erst einmal eine Zeit lang regungslos unters Bett legen, um mich zu entspannen. Ich begann mit Atemübungen, wie ich sie in einem Buch über Meditation kennengelernt hatte. Langsam spürte ich, wie ich ein wenig ruhiger wurde, doch jedes Mal, wenn ich an mein Vorhaben, den Brief aus dem Versteck zu holen, dachte, schlug mir das Herz bis zum Hals. „So klappt das nicht“, sagte ich zu mir selbst, „so funktioniert das niemals!“ Trotzdem streckte ich vorsichtig meine Hand in Richtung des Verstecks, zuckte aber sofort wieder ängstlich wie vor dem Biss einer Schlange zurück.

Mittlerweile - ich befand mich jetzt bestimmt schon eine Viertelstunde unter meinem Bett - war mir richtig warm geworden. Die Luft wurde immer stickiger, und ich schwitzte am ganzen Körper. Mein Atem glich einem hechelnden Hund, der gerade von einer Kaninchenjagd zurückgekommen war. So hatte es keinen Zweck. Ich war einfach zu verängstigt und wollte mein Vorhaben abbrechen.

Was ist nur mit dir los, beruhige dich doch, versuchte ich, meine Fassung wiederzuerlangen. Mir kam die Idee, Musik zu hören, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Schweißnass kroch ich unter dem Bett hervor, schaltete das Radio an und atmete tief durch. Die Klänge gaben mir mehr Selbstvertrauen. Ich drehte die Musik noch lauter, damit ich die Stimme des Sängers auch unter dem Bett gut hören konnte. Aus den Lautsprechern tönte ein englisches Lied: „I want to reach out, to touch the flame“. Flink rutschte ich wieder unter mein Bett. Selbstvergessen streckte ich den Arm nach meinem Geheimgfach aus, schob das Brett nach hinten und fischte mit der Hand nach dem Umschlag. Doch meine Hand griff ins Leere. Nichts war zu finden, nichts als Staub. Ungläubig machte ich mich etwas länger, drückte meinen Körper weiter nach vorne und erreichte so das Versteck etwas besser. Dann drehte ich schwerfällig den Kopf noch ein wenig, um richtig in das Fach hineinblicken zu können, kniff die Augen zum Schutz leicht zusammen, spähte vorsichtig rein, als erwartete ich etwas Schmerzhaftes. Doch es war leer, der Brief tatsächlich nicht mehr vorhanden.

Aus den Lautsprechern klang die Stimme des Sängers: „I still haven't found what I'm looking for.“

IV

Es waren nun schon drei Tage seit dem spurlosen Verschwinden des Briefes vergangen, und ich konnte mir nicht vorstellen, wer oder wie jemand ihn aus meinem Fach entnommen hatte. Noch nie war dort etwas entdeckt worden, ich konnte es nicht fassen. Meine Suche hatte ich mittlerweile eingestellt. Es gab keine logische Erklärung für diese ganze Angelegenheit, was mich innerlich allerdings noch mehr beunruhigte. Am nächsten Tag, als ich nachmittags vom Zivildienst nach Hause kam und die Treppe hoch zu meinem Zimmer ging, musste ich wie so oft sehnsüchtig an Rachel denken. Sie fehlte mir sehr. In den letzten Wochen ohne sie hatte ich an einigen Gedichten gearbeitet, die ich während meiner letzten Parisaufenthalte in Rohform geschrieben hatte. Ich wollte ihr morgen zur Begrüßung die neuen Verse vorlesen. Rachel liebte es sehr, wenn ich mich als Freizeitpoet betätigte. Sie war die einzige, der ich meine poetischen Ergüsse manchmal vorlas. Ich erinnerte mich, dass Rachel mich in Paris erst vor Kurzem zu einem großen Sushi-Fan gemacht hatte. Deshalb war ich mir sicher, mit meinem Sushi-Gedicht über die japanischen Köstlichkeiten gut bei ihr anzukommen. „Café Paris“ hingegen würde sie vielleicht eifersüchtig machen. Dafür war jedoch der Text vom Eiffelturm schon etwas besser. Allerdings musste ich ihn noch richtig in Form bringen. Die Verse rollten *noch einmal wie der Abspann eines Filmes vor meinem inneren Auge ab.*

*Kleiner Tisch mit Silberschale,
Kaffeeduft und Tabakfahne;*

*Ausgestellt im Glashaus sitzend,
Wasser schlürfend und leicht schwitzend;*

*Den Blick gespannt auf wandelnden Damen,
Wenn ich Ihn doch nur könnte rahmen,*

*Den herrlichen Kaffeehausblick,
Der sich so*

Nur in Paris ergibt.

Eigentlich ist der Inhalt doch zu profan, um als Gedicht zu gelten. Ich nahm mir vor, auch an diesen Zeilen noch zu feilen. Dann würde es Rachel sicher besser gefallen. Sie mochte es,

wenn ich meine lyrischen Versuche exakt ausarbeitete, während ich selbst den spontan erschienenen Urtext am meisten liebte.

*Kaum Kann ich noch entsagen Japanisch Schlicht gedeckt
Zwei hölzerne Stäbchen
Warten
Sie werden Mein Besteck*

*Hier sitz' ich nun
Die Suppe schlürfend
Entspannt
Auf engem Fleck*

*Das ist die Kunst
Der Gaumen prüfend
Ein Essen
Mit Geschick*

*Schon formt der Meister
Aus Reis und Fisch
Die allerfeinsten
Häppchen*

*Serviert mit Tee
Am Minitisch
Auf einem schönen
Brettchen*

*Sie sind nun ganz
Mein Gaumenschmaus
Ein herrliches Gericht*

*Ganz roh und frisch
Gar feierlich
Ein kulinarisches Gedicht*

*Auf der Zunge
Langsam schmelzen
Wie der kühle Morgentau*

*Schnell mal In der Sauce wälzen
Bevor der Zauber
Sanft ergraut*

*Noch grüner Rettich
Sojasauce
Zutaten Für's Ritual*

*Ingwerscheibchen
Zart und lose*

Krönen Dieses Sushi-Mahl

Plötzlich klopfte es an der Tür. Ich hatte gedankenversunken nicht bemerkt, dass jemand die Treppe hochgekommen war, und öffnete. Es war mein Vater, seine Miene verriet nichts Gutes.

„Was ist los?“, fragte ich ihn besorgt.

Etwas zögernd antwortete er: „Onkel Anton hatte einen Unfall.“

„Einen Unfall? Wie ist das passiert? Ist er verletzt?“

„Zum Glück ist er nur leicht lädiert. Er hatte einen Autounfall, bei dem er nicht selbst schuld war. Ihm ist einfach jemand in die Seite gefahren, aber ich weiß auch noch nichts Genaues.“

„Was für ein Glück“, hauchte ich noch leicht erschrocken von dieser Nachricht.

„Ach so, mein Sohn, ehe ich es wieder vergesse, sag' mal, hast du diesen Umschlag in der Wand hinter deinem Bett versteckt?“

Vater griff mit der Hand in seine Jackentasche und hielt mir den verschollenen Brief von Frau Sonntag entgegen.

„Ach so, der Umschlag ...“, stotterte ich fassungslos. Einen Moment war ich wie zur Salzsäule erstarrt, doch erwiderte ich sofort in unverfänglichem Ton: „Klar, das ist meiner! Gib ihn mir!“

Er reichte mir den Brief, als sei es eine völlige Nebensache und sagte: „Es wird Zeit, dass Rachel morgen wieder aus Paris zurückkommt. Übrigens, Onkel Anton hat wahrscheinlich nur eine leichte Gehirnerschütterung, nichts Schlimmes, trotzdem fahren wir morgen Abend zu ihm ins Krankenhaus. Nimm dir bitte nichts anderes vor.“

Erst Stunden später, nach dem gemeinsamen Besuch meines Onkels im Spital, fand ich heraus, wie mein Vater den Brief gefunden hatte. Er wollte für alle Betten im Haus neue Sprungrahmen und Matratzen kaufen. Als er dann zum Ausmessen auch mein Bettgestell wegschob, habe er das lose Brett mit dem dahinterliegenden Fach entdeckt. Den darin liegenden Umschlag nahm er einfach an sich und wollte ihn mir eigentlich noch am gleichen Abend geben. Er hielt ihn für einen alten Liebesbrief meiner Freundin Rachel und vergaß, mich darauf anzusprechen. Am Tag von Onkel Antons Unfall entdeckte er den Umschlag wieder zufällig in seiner Jackentasche. Zum Glück hatte er ihn nicht geöffnet und mir auch sonst keine unangenehmen Fragen gestellt.

Vater verschwand wieder aus meinem Zimmer. Den Brief, den er mir reichte, hielt ich noch ganz selbstvergessen in der Hand. Jetzt konnte ich nicht mehr an meine Gedichte denken, wo ich doch den vermisst geglaubten Brief wiedergefunden hatte. Sollte ich den Umschlag wirklich aufmachen und lesen?

Durch sein überraschendes Auffinden und die spontane Übergabe war meine Angst viel geringer als die panischen Gefühle bei meinem ersten Leseversuch unter meinem Bett. Trotzdem war ich noch skeptisch und etwas verunsichert. Der Moment war jedoch günstig; jetzt oder nie, sagte ich mir und öffnete den Umschlag. Langsam und vorsichtig zog ich das einzige Blatt heraus und faltete es auseinander. Es war so wie das Kuvert vergilbt. Auf den ersten Blick konnte ich auf dem dünnen Papier nichts erkennen. Vorsichtig hielt ich den weichen Papierbogen gegen das schwache Fensterlicht, um etwas Geschriebenes zu sehen. Die Sonne war gerade am Untergehen, sie war jedoch noch hell genug, um das Blatt etwas zu durchleuchten. Doch auch so konnte ich nichts erkennen. Keine Schrift und auch keine Zeichnung war zu sehen, nicht ein einziges Wort war sichtbar.

War das alles nur ein Irrtum oder eine Verwechslung? Ein unbeschriebenes Blatt, sonst gar nichts? Was sollte ich damit anfangen? Für was die ganze Aufregung und meine Angst? Ernüchert und enttäuscht legte ich das leere Blatt auf den Tisch. Meine Hand griff nach dem

Umschlag, um das Blatt Papier wieder hineinzustecken, da sah ich plötzlich ein Zeichen. Ganz dünn, wie mit einer wässrigen Tinte geschrieben, erschienen erste Fragmente, dann Worte und schließlich Sätze. Noch konnte ich nichts entziffern. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Es war bereits ziemlich dunkel in meinem Zimmer, jedoch kristallisierten sich paradoxerweise die Buchstaben ziemlich kräftig aus dem Blatt heraus. Von Sekunde zu Sekunde war der Text noch deutlicher zu erkennen, rot-schwarz glühten die Buchstaben auf dem Papier. Wie paralysiert starrte ich auf die Zeilen, die erschienen waren, und las:

*Königliches Aufbegehren,
Fein gestimmt und oben gerade,
Ist es besser als de Sade.*

*So geht auch der Marmor flöten,
Wenn die Stimme langsam bricht
Einsam ins gelobte Land.*

*Kenner sind schon aufgestanden
Und begehen feine Wege,
Einst als rätselhaft verkannt.*

*Sieben Bärte sind zu schneiden
Ohne Innen abzubiegen,
Goldenes Haar am hellen Rand.*

*Ob im Sitzen oder Stehen:
Finden wird der Sucher
Auch liegend, schlafend und im Gehen.*

Erschrocken und zitternd setzte ich mich mit dem Brief in der Hand auf den Stuhl vor den Tisch. Was war geschehen? Wieso stand nun plötzlich etwas in dem Brief geschrieben, der eben noch ein leeres Stück Papier war? Mein Atem stockte und Gedankenstürme jagten durch meinen Kopf. Was und wer war mit diesem Text gemeint? Ich konnte den Sinn des Briefes nicht verstehen. Was war das für eine Sprache, diese merkwürdigen Worte, die ich nicht richtig verstand? Wie gebannt begann ich das Schreiben weiterzulesen.

*Was für ein erbärmliches Jammern,
Tun und Nichttun,
Um den Erdball noch zu retten.*

*Kein Blinder weiß
Was wird geschehen.*

*Und wie aus Geisterhand wird kommen
Eine neue Zeit.*

*So wie diese Zeilen nur verstünd',
Der eingeweiht in Glück und Sünd',*

*Und das Rauschen in den Bäumen
Als Sinfonie entziffert.*

*Nur wer beschreiben lässt
Den Boden des Spiegels
Mit der einen Schrift*

*Bleibt nicht stumpf und gepresst
Wie ein Egoist.*

*Er wird erkennen
Die Kraft des Seins*

*Und den Faden,
An dessen Ende
Die Fahne weht,*

*Auf der nur e i n Wort
Nämlich L i e b e, Steht.*

Betäubt und beeindruckt von diesen Worten lehnte ich mich zurück und legte das Blatt aus meinen Händen vor mir auf den Tisch. Ich schaute aus der Distanz ungläubig auf dieses Stück Papier. In meiner Erinnerung tauchten die eindringlichen Worte von Frau Sonntag bei der Übergabe des Briefes wieder auf, sowie der unverminderte Lichtblitz, der den Umschlag

durchdrang, als ich ihr Haus verließ. Was war das für ein ungeheuerlicher Brief? Wie damals lief mir ein kalter Schauer des Grauens über den Rücken. Das kann doch alles nicht wahr sein, dachte ich angsterfüllt und warf einen weiteren Blick auf das Blatt.

*Brauchst keine Angst zu haben,
Mein kleiner Mensch,
Bin doch da Zu jeder Stund',*

*Immerfort,
Auch wenn Du nichts mehr
Weißt und spürst.*

*So stehe ich So dicht
Neben jedem
Neben allem*

*Und ich sage Dir:
Fürchte Dich nicht
Sei wie Du bist,*

*Ob Freud' oder Leid,
Angst
Brauchst Du nicht zu haben,*

*Wenn Du es willst
Verrat ich's Dir
Und nenne es beim Namen.*

*Du meine Liebe,
Auch in der Angst,
Du bist es,
Und ich kenne Dich.*

Sei frei und glaube mir:

*In der Mitte Deines Herzens,
Da war Und bin ich*

Ewiglich.

Dieser Brief war kein normaler Brief, das wurde mir nun klar. Jedes Mal, wenn ich einen Blick auf ihn riskierte, hatten sich seine Worte geändert, erschienen neue Buchstaben, die mir überdeutlich entgegenflamten. Sollte der Inhalt der Texte etwas mit mir zu tun haben? Waren die Verse vielleicht ein versteckter Hinweis für mich? Völlig überfordert von den eben gelesenen Zeilen versuchte ich mich zu beruhigen. Ich schnappte nach Luft, klammerte mich verbissen an der Stuhllehne fest. Vor mir lag das Blatt auf dem Tisch. Es waren noch immer die gleichen Worte zu sehen. „Da war und bin ich Ewiglich.“

Ich wand meinen Blick von dem Schreiben ab, um mich etwas zu konzentrieren und einen klaren Gedanken fassen zu können. Draußen war die Sonne schon untergegangen, die weiße Sichel des Mondes schälte sich schemenhaft durch den dunstigen Abendhimmel. Ich blickte auf den Mond und dann erneut auf den Brief. Sofort hatten sich neue Zeilen gebildet.

*Poesie im Mondenschein
Ist so als ob Du ganz klein
Erkoren bist zu sehen,
Welch weise Kraft im Monde steckt.*

*Er ist die Milch,
Der weiche Saft,
Der Dich umschlingt
Und an Dir zieht,*

Fast ohne dass Du es merkst.

*Er hat die Kraft
Mut zu verleihen,
Mut was zu ändern,
Mut auch zu schreien,*

Und tut es auf ganz besondere Art:

*Ganz leicht,
Ganz sanft,
Und niemals hart.*

*Er gibt sich hin,
Dem Auf und Ab,
Und ist doch da
Eine Ewigkeit.*

*Der kluge Kopf,
Ein Lieblingsort,
Zum Verweilen und Träumen*

Im Wandel der Zeit.

Wenn dieser Brief hier wirklich in irgendeiner Weise mit mir kommuniziert, dachte ich, das wäre ja unglaublich, geradezu fantastisch, ich stockte. Wieder überkam mich große Angst und raubte mir fast mein Bewusstsein. Nach einigen Momenten ging es wieder besser. Ich sah wieder auf den Brief, der so unschuldig vor mir lag, der Text hatte sich nicht verändert. „Zum Verweilen und Träumen, im Wandel der Zeit.“

Ich kniff meine Augen leicht zusammen, schaute erst einmal unscharf auf die Oberfläche des Papiers, welches im fast dunklen Zimmer nur als graue, stellenweise leuchtende Fläche wahrzunehmen war. Gespannt wartete ich, was nun geschehen würde. Nach einigen Minuten – es hatte sich noch nichts verändert – wurden meine Gedanken langsam etwas klarer. Mir fiel wieder ein, dass ich ja ins Krankenhaus musste, mit meinem Vater verabredet war – Onkel Anton und der Unfall. Doch der Brief ließ mich nicht so einfach los. Ich überlegte, wie und warum er seinen Inhalt wechselte? Wieso funktionierte und reagierte er auf diese Weise? Vielleicht hatte ich recht mit meiner Vermutung, dass die Worte mich selbst ansprachen, mich persönlich meinten. Da kam mir eine Idee. Ich wollte den Brief direkt ansprechen. So wie eine andere Person. Doch was sollte ich fragen? War das alles ein Traum, ein Hirngespinnst, ein Produkt meiner Fantasie? „Frage ihn doch nach deiner Zukunft“, blitzte es in mir auf. „Frage ihn, was aus dir werden wird“, dachte ich noch einmal, ohne auf die Schrift zu blicken. Dann starrte ich mit weit aufgerissenen Augen erwartungsvoll auf das nun im völlig Dunklen liegende Stück Papier und sagte leise zu dem Brief: „Was bringt mir die Zukunft?“

Kaum ausgesprochen, verschwammen und verschwanden die vorherigen Worte auf dem Papier. Das Blatt war nun nicht mehr zu sehen. Nach und nach, noch deutlicher als zuvor, erglühten neue Buchstaben aus der Dunkelheit:

*Du mein Herz, Z e r r i s s e n
Durch Feuer und Gewalt,
G e s c h w ä r z t,
Zerplatzte Hoffnung.*

*Du Kelch des Lebens,
Zu Asche zerborsten,
Verteidigt hast Du Dich
Sieben Tage und sieben Nächte.*

*Dem Ansturm entgegen,
Und doch V e r l o r e n.
Dein schwarzes Blut,
Kochend zur Erde geronnen,*

*Verbrannt und verkohlt
Auf dem Scheiterhaufen der Zeit.*

Mir wurde schwindelig, und ich rang mit mir selbst, um meine Fassung wiederzugewinnen. Sollte dies die Antwort auf meine Frage sein? Als ob sich in mir ein unsichtbarer Vorhang vor einem tiefen Abgrund geöffnet hatte, schien mich ein schwarzer Schlund verschlingen zu wollen. Mit starkem Herzklopfen nahm ich blitzschnell das Blatt und steckte es zurück in den Umschlag. Es war mir, als agiere ich wie ferngesteuert. Ohne Gefühl schob ich den Brief tief in meine hintere Hosentasche.

Das alles muss ich unbedingt Rachel erzählen!

Morgen sollte sie von ihren Eltern aus Paris zurückkommen.

V

Ich war auf dem Weg zu meiner Freundin, um ihr den Brief zu zeigen und ihr von meinen Erlebnissen zu erzählen. Sie wusste noch nichts von dem Tod von Frau Sonntag und meiner darauffolgenden Krankheit, denn sie war während der letzten sechs Wochen bei ihren Eltern zu Hause in Paris gewesen. Bestimmt ahnte Rachel schon etwas von der Wichtigkeit meines ersten Besuchs nach so langer Trennungszeit. Ich hatte am Telefon sehr aufgeregt gewirkt, aber noch nichts verraten, wollte ihr doch erst heute Abend alles persönlich erzählen. Jedes Detail des verhexten Briefes sollte meine Partnerin bald erfahren.

Es war nur ein Kilometer von unserem Haus über den leicht abschüssigen Feldweg, der an einigen hohen Tannen vorbeiführte, um Rachels Appartement zu Fuß zu erreichen. Als ich bei ihr ankam, war ich in Schweiß gebadet. Den ganzen Weg über hatte mich ein und derselbe Gedanke verfolgt: „Sollte ich Rachel den Brief wirklich zeigen?“ Mein ganzer Körper zitterte, als ich vor ihrer Tür stand und auf den Klingelknopf drücken wollte. Doch ehe ich meine Hand ausstreckte, schoss mir ein Gedanke in den Kopf: „Du darfst ihr diesen Brief niemals zeigen! Er ist nicht für sie bestimmt!“ Immer wieder hämmerte sich diese eine Phrase in mein Bewusstsein. „Er ist ein Vermächtnis, nur für dich! Er ist nicht für sie bestimmt!“ Ich zögerte noch einen Moment, tastete nach dem Umschlag, um mich zu vergewissern, ob er noch in meiner Hosentasche steckte, bevor ich endlich klingelte. Rachel öffnete mir sofort die Tür, und wir fielen uns sehnsüchtig in die Arme.

Den ganzen Abend bis in die Nacht verbrachten wir zusammen. Es gab so viel zu berichten, so viel auszutauschen. Wie so oft erzählte mir Rachel von Paris, wie gut ihr der Aufenthalt im jüdischen Viertel getan hatte, welche Freunde sie wiedergetroffen und was sie mit ihnen unternommen hatte. Es gab einige Momente, da fiel es mir nicht leicht, ihr zuzuhören, denn meine Gedanken kreisten um den mysteriösen Brief. Ich konnte mich jedoch aus der Affäre ziehen, indem ich mein Gedicht vom Eiffelturm vorlas, welches ich in der letzten schlaflosen Nacht noch fertigstellen konnte. Unter dem Eindruck des Briefes stehend, konnte ich besser Reime schmieden als jemals zuvor.

*Der Eiffelturm, was für ein Wurm
Aus Erz und Stahl gewunden,
Ergießt sich wie gedrehtes Tal
Zum Geigenbogen aus Metall.*

*Um noch zu wagen höhere Bahnen,
Wer hat sich nicht geschunden,
Bestiegen den Reigen der bronzenen Saiten
Zum Gipfel unumwunden.*

*Vier Säulen enden im Plateau:
Erreicht nach langer, steiler Fahrt.
Die Blicke schweifen auf Paris
Von Gustav Eiffels Wundertat.*

*Nachts steht und leuchtet dieser Pfahl
Am Ufer der Seine;
Als goldener Pfeil*

Berührt die Sterne mit funkelnder Spitze

*Und zeigt gelassen
Wie ein Zauberstab*

Auf unerreichbare Göttersitze.

Rachel war sichtlich beeindruckt, und mir tat es gut, etwas von den Gedanken an den Brief abgelenkt zu werden. Als sie mich dann fragte, was ich die ganze Zeit während ihres Heimataufenthaltes gemacht hätte und ob es mir gut gegangen sei, musste ich mich noch mal zusammenreißen. Ich zögerte nur einen Augenblick und erwiderte: „Nichts Besonderes“, und schon beschrieb ich ihr die vergangenen Wochen so, als wäre nichts Außergewöhnliches passiert. Den Tod von Frau Sonntag, meine Krankheit und den Unfall von Onkel Anton erwähnte ich wie die Höhepunkte meines sonst eher langweiligen Provinzlebens, dem ich durch meine gedichteten Verse eine zweifelhafte Tiefe einhauchte. Nur über den Brief verlor ich kein Wort, hüllte mich in absolutes Schweigen. Seine Übergabe im Haus der Familie Sonntag bis zu seinem Verschwinden, und wie ich ihn dann doch wiederbekommen und gelesen hatte – jetzt konnte ich Rachel nichts davon erzählen.

Unser Wiedersehen war spät zu Ende, und als ich mich schon nach Mitternacht wieder in meinem Zimmer befand, atmete ich erleichtert auf, zufrieden mit mir und der Welt. Zum Glück war ich meiner inneren Stimme gefolgt, hatte den Brief verschwiegen, so dass Rachel mir nichts angemerkt hatte. Ich fühlte mich zum ersten Mal wieder etwas wohler in meiner Haut. Bevor ich

mich in mein Bett legte, zog ich den Brief aus der Hosentasche und suchte ein neues Versteck. Mein selbstgemaltes Bild über dem Schreibtisch schien mir spontan der richtige Ort. Ohne lange zu überlegen, nahm ich es deshalb schnell von der Wand, klemmte den Brief hinten, auf der Rückseite in eine Ecke des Rahmens, damit der Umschlag sicher und fest steckte. Sorgfältig hing ich das Bild wieder an seinen angestammten Platz zurück. Ich war nun todmüde, legte mich in mein Bett, um sofort in tiefen Schlaf zu fallen. Noch in dieser Nacht hatte ich einen merkwürdigen Traum:

Ich stand in einer Wiese, die Sonne strahlte von einem hellblauen, klaren Himmel, es war warm. Um mich herum, soweit ich sehen konnte, nur herrlich grünes, hohes Gras. Dazwischen Blumen in allen erdenklichen Färbungen und Düften. Aus der Ferne vernahm ich ein bezauberndes Lied:

„... suchend in die Sonne schauend ... bin ich wirklich nicht allein ...“

Angezogen von den lieblichen Tönen bewegte ich mich schwebend durch das wehende, grüne Meer.

„... fürchte was ich finden könnte ... wagte ich einen Blick hinein ...“

Nicht weit von mir entfernt sah ich einen großen alten Holztisch mitten in der Wiese stehen. Auf ihm waren einige Flaschen und Behälter, gefüllt mit Flüssigkeiten und verschiedenen pulvrigen Substanzen angeordnet. Außerdem standen dort diverse Glaskolben, Reagenzgläser, sowie Schmelz- und Destilliergefäße.

Von der Musik getragen schritt ich auf den Tisch zu. Zwischen der Versuchsanordnung entdeckte ich einige zerknitterte Papiere. Ich nahm das oberste, strich es glatt und begann zu lesen:

*Mit des Mondes Sichel,
Mörderisch sicher
Und präzise;*

*Wehe dem,
Der die Uhr anhält
Und über die Mauer steigt...*

*Es gibt keine Abkürzung ins Paradies!
Höchstens einen Einblick*

...So kurz...

*Doch brennt er sich ein,
Dieser Moment
Und lindert den Schmerz*

*Beim Abstieg Ins Uhrwerk,
Verwässert und Blau.*

Kaum hatte ich den Text zu Ende gelesen, blies mir der Wind den Zettel aus der Hand.
Daraufhin nahm ich ein weiteres Blatt, dort stand geschrieben:

*Mittelalterliche Recherchen ergaben,
Dass das Verbrennen
Auf dem Wagenrad
Nicht das zu leisten vermag,
Was sich die Justiz versprach.*

*Es sprach sich schnell herum,
Dass im Besonderen das ganze Drumherum
Beim Verteilen
Der bessere Weg erschien.*

*So debattierte man lange,
Bis man schließlich einsah:*

*Verbrennen am Pfahle,
Das ist ganz nahe
An dem, was sie sich wünschten.*

*Es ist nicht leicht,
Den Tod zu inszenieren,
Damit er so wirkt,
Wie Weltliche es gerne würden.*

*Selbst wenn Menschen
Ihren ganzen Verstand verschwenden:*

*Der Tod Ist immer noch In anderen Händen,
Und den letzten Lebenshauch*

Bläst immer Ein ganz Anderer aus.

VI

Wochen sind vergangen, ohne dass ich auch nur einer Menschenseele etwas von diesem merkwürdigen Traum, und schon gar nichts von dem Brief, erzählt habe. Rachel und ich waren inzwischen für ein paar Tage in die französische Provence gereist. Da mir Zuhause kein Ort mehr sicher erschien, nahm ich den Brief wie selbstverständlich mit, trug ihn immer bei mir, in meiner Jackentasche. Wir wohnten in einem kleinen Ort in der Haute-Provence, waren in einer Pension in der Ortsmitte untergebracht. Während einer der vielen Spaziergänge, die wir unternahmen, wanderten wir schweigend auf ein in der Ferne liegendes Dorf zu. Links von uns ging es steil bergab, der blanke Fels war sichtbar, und der Anblick verstärkte meinen Griff um Rachels Hand ein wenig. Geradeaus und rechts wuchsen langgezogene Lavendelfelder. Wie duftende violette Teppiche lagen sie in der sonst ockerbraunen Landschaft. Gedanken des eben vergangenen Gespräches mit Rachel glitten durch mein Bewusstsein. Wir sprachen wie so oft über Politik und Geschichte. Uns beschäftigte der immer wieder aufkeimende Rassismus, und ich hatte gerade Kritik gegenüber den Menschen geäußert, die „extreme Parteien“ wählten. Ich konnte nicht verstehen, dass man nach dem Faschismus der dreißiger Jahre, der von Deutschland aus die Apokalypse über die Welt brachte, immer wieder von solch menschenverachtenden Parolen beeindruckt wurde.

Rachel und ich hatten während der Zeit unseres Kennenlernens einen langen, schwierigen Prozess der Annäherung durchlebt. In ihrer Heimatstadt Paris verbrachten wir damals viel gemeinsame Zeit. Hier war es kein Problem, die Kluft unserer unterschiedlichen Herkunft zu überwinden, und die Unterschiedlichkeit der Kulturen empfand ich dort mehr als befruchtende Erweiterung als einen Konflikt. Doch jedes Mal, wenn ich wieder zurück in Deutschland war, fehlte mir dieses spezielle Pariser Lebensgefühl, verspürte ich so ein undefinierbares Vakuum. Ich dachte an die jüdischen Menschen, die ich in den Straßen von Paris gesehen hatte, an ihre Häuser und Restaurants, Synagogen und Theater. Wenig, fast nichts, war in Deutschland mehr davon zu entdecken.

Schon in meiner Jugend spürte ich so eine undefinierbare Leere, wie ein unerklärliches Phänomen schien es in meiner Umgebung vorhanden zu sein. Ich konnte mir dieses diffuse Gefühl aber nie richtig erklären. In meinen Vorstellungen dachte ich an den vergangenen Weltkrieg, sah förmlich noch die Bomben auf die Städte fallen, hörte noch das Heulen der Sirenen, die Schreie der Verletzten und roch den Rauch, der aus den Trümmern stieg. Die Löcher, die von den Explosionen gerissen wurden, schienen dieses Vakuum zu erzeugen. Die fehlenden Seelen, dachte ich, das müssen die fehlenden Seelen sein.

Manchmal phantasierte ich mir die ganze Umgebung, so wie ich sie aus Paris kannte, einfach nach Hause; transferierte im Geiste das jüdische Viertel von St. Paul in eine deutsche Stadt. Lebendiges Alltagsleben mit jiddischer Sprache, Falafel-Buden, Klezmer-Musik und Synagogen, alles irgendwie doch unvorstellbar.

Ich diskutierte mit Rachel oft über die gleichen Fragen. Warum hatten so wenige Menschen etwas getan, etwas riskiert, um jüdische Mitbürger zu retten? Wie konnte es geschehen, dass die Mehrheit damals schweigend wegsah, duldete, dass man sich dieser Menschen schweigend entledigte? Es lebten doch Juden in jedem Ort. Waren die meisten der Täter tatsächlich überzeugte Antisemiten, oder war es die strenge deutsche Erziehung zum Gehorsam? Vielleicht war der Grund auch jedes Mal ein anderer. Wie sollte ich das jemals verstehen, wo sich doch alle nur in Schweigen hüllten oder sich damit brüsteten, gegen die Nazis gewesen zu sein. Wie konnte das alles nur passieren, wie war es Menschen möglich, so etwas zu tun? Was für einen Sinn sollte das alles haben? Und heute? Sind die Menschen den Juden positiver zugeneigt als damals? Ist Europa im Kern nicht hoffnungslos antisemitisch? Wissen die Menschen denn überhaupt, dass sie antisemitisch sind und was dies bedeutet? Hängen nicht heute genauso viele Personen irgendwelchen jüdischen Verschwörungstheorien an wie in der Zeit vor der Shoah? Der Hass ist doch der Gleiche.

Eine Steinlawine riss mich aus meinen Gedanken, ich hatte sie gerade selbst mit meinem Fuß ausgelöst. Krampfartig umschloss ich Rachels Hand. Die Brocken fielen polternd ins Tal, rissen auf ihrem Weg weiteres Geröll mit sich. Eine richtige Steinlawine hatte sich ausgelöst.

Als alles vorbei war, gingen wir weiter und kamen an einem großen Lavendelfeld vorbei. Der Duft wurde Schritt für Schritt stärker und erinnerte mich an ein kleines Lavendelkissen, welches ich als Kind von meiner Tante geschenkt bekam. Ich sollte es abends unter das Kopfkissen legen, um dann besser einschlafen zu können. War sie vielleicht auch antisemitisch gewesen und ein mitwissender Teil der schweigenden Mehrheit? Ich hatte sie doch geliebt.

Als ich nach dem Spaziergang mit Rachel wieder zurück im Zimmer unserer Pension war, ging mir das vergangene Gespräch nicht mehr aus dem Sinn. Diese bohrenden Probleme der jüngsten deutschen Vergangenheit und der momentanen politischen Situation schienen mir einfach unlösbar und unbegreiflich. Mit Menschenverstand schien mir diese Problematik nicht erklärbar. Gibt es einen Gott, der so etwas zulassen kann? Oder gibt es eine Deutungsmöglichkeit, die ich noch nicht kenne? Erneut kam mir der Brief in den Sinn. Warum sollte ich nicht einfach ihn danach fragen? Vielleicht wüsste er Antworten auf die Fragen, die mich und Rachel schon so lange beschäftigten. Bei meinem ersten Kontakt mit dem Brief hatten

die erschienenen Texte so weise geklungen. Ich hatte sie zwar nicht genau verstanden und behalten, denn alles war mit einem starken Angstgefühl überlagert, jedoch war in mir dieses Gefühl geblieben, dass der Inhalt über das hinausreichte, was ich selbst wusste, besonders was meine Zukunft betraf. Aber vielleicht waren der Text und seine Aussagen auch gar nicht so klug, wie es mir schien; vielleicht war es so etwas wie schwarze Magie und eine böse Hexerei, die mich nur beeindrucken wollte. Mir war bis jetzt nicht klar, was ich davon halten sollte. Warum also nicht noch einmal einen Blick darauf werfen und eine mich bohrende Frage stellen? Ich beschloss den Brief ein weiteres Mal zu öffnen und zu befragen.

Schon in der darauffolgenden Nacht schlich ich aus dem Zimmer unseres Urlaubsdomizils, meine Freundin in tiefem Schlaf belassend, um den Brief zu testen. Für mein Vorhaben war eigentlich nur das Badezimmer geeignet. Es war der einzige Raum, in dem ich mich aufhalten und ungestört meinen nächtlichen Wissensdurst stillen konnte.

Zuallererst machte ich Licht im Bad, setzte mich dann auf den Rand der Wanne, nahm den Brief aus dem Umschlag, um ihn vorsichtig vor mir auf den Boden zu legen, so wie damals in meinem Zimmer, als ich erstmals entdeckte, welch fantastische Fähigkeiten der Brief hatte. Nun wollte ich meine Fragen gezielt an ihn stellen. Ich begann damit, mir ein Anliegen erst einmal gedanklich zurechtzulegen, damit ich den Brief klar und eindeutig ansprechen konnte. Am besten nicht gleich eine so schwerwiegende Frage, dachte ich, als wollte ich das verzauberte Papier nicht überfordern. Um Rachel nicht zu wecken, sprach ich leise und konzentriert meinen ersten Satz. Ich wollte nicht noch einmal so eine schlechte Erfahrung mit der Antwort des Briefes machen, wie das letzte Mal mit meiner Frage nach der Zukunft. Deshalb flüsterte ich zärtlich: „Darf ich irgendjemandem von deiner Existenz erzählen?“ Gespannt schaute ich auf den Brief, wartete auf eine Reaktion. Doch nichts geschah, das Papier blieb völlig unverändert und leer. Ich wiederholte mein Sätzchen, diesmal etwas energischer und verharnte erwartungsvoll. Das Blatt blieb jedoch weiter unbeschrieben. Noch mehrere Male sagte ich meinen Spruch, als müsste ich ein schlafendes Kind wecken, aber es half auch nicht. So wie ich es mir gewünscht und erhofft hatte, erschienen keine Buchstaben; dafür öffnete sich plötzlich die Tür zum Badezimmer.

„Was machst du da?“, zischte Rachel, die, noch sichtlich verschlafen, die Haare und den Schlafanzug in wilder Unordnung, wie ein müder Krieger vor mir stand. Sie rieb sich die Augen, war wohl etwas geblendet von dem hellen Licht im Badezimmer.

„Ich, ... ich habe hier, ... hier im Wäscheschrank diesen Brief gefunden“, es war das Erste, was mir spontan einfiel, um meine missliche Lage plausibel zu erklären.

„Was für einen Brief, spinnst du?“, erwiderte sie.

Ich nahm das vor mir liegende Blatt sowie den Umschlag schnell vom Boden und hielt es meiner Freundin entgegen.

„Hier, diesen hier. Er lag unter den Handtüchern im Schrank, zusammen mit der frischen Wäsche. Den muss wohl ein Gast vor uns liegengelassen und vergessen haben. Ich bin vorhin aufgewacht und musste auf Toilette, da habe ich ihn zufällig unter einem Handtuch gefunden“, sagte ich und wunderte mich über meine Fähigkeit, so schnell zu lügen.

„Und warum sitzt du wie ein Schlangenbeschwörer vor diesem blöden Ding und sprichst so laut, und das auch noch mitten in der Nacht? Du hast mich geweckt!“

Rachel klang genervt und war verärgert, dass ich sie um diese Zeit aus ihren Träumen gerissen hatte.

„Tut mir leid, das wollte ich nicht. Morgen erkläre ich dir alles, mein Schatz. Lass uns wieder schlafen gehen“, versuchte ich sie zu beschwichtigen, nahm ihren Arm und ging mit ihr vom Bad zurück ins Zimmer. Das verflixte Blatt schob ich in den Umschlag, legte es zurück auf den Nachttisch neben das Bett.

„Komm, lass uns schlafen. Wir reden morgen früh weiter.“

Am nächsten Morgen konnte ich die Existenz des Briefes nicht länger verleugnen. Kaum waren wir aufgestanden, musste ich mir auf Rachels neugierige Fragen eine Erklärung aus den Fingern saugen. Ich blieb bei der Version der letzten Nacht, die besagte, dass ich ihn zufällig entdeckt hatte, als ich mir ein frisches Handtuch aus dem Schrank entnehmen wollte.

„Was steht denn in dem Brief geschrieben?“, fragte mich Rachel, die ich nun doch mit meiner Ausrede überzeugt zu haben schien, aber ihren Wissensdurst damit entfachte.

„Weiß ich nicht genau, schau doch selbst nach. Ich hatte den alten Wisch gestern gerade entdeckt, als du hereinkamst. Ich glaube, es steht gar nichts darauf.“

„Nichts? Aber wieso hast du so laut gesprochen?“

„Ich soll gesprochen haben? Du hast geträumt, Rachel. Ich war nur auf Toilette, mehr nicht. Das war die Toilettenspülung, verstehst du?“

Nun nahm sich Rachel den Brief vor, der nach wie vor auf dem Nachttisch lag.

„Der ist ja uralte. Was für ein merkwürdiger Fetzen Papier. Ach ja, also nichts! Da steht doch was, du Lügner!“

„Was?!“, rief ich erstaunt und erschrocken zugleich. „Was steht denn da?“

„Hier, da steht ein Name geschrieben.“

„Zeig her!“ Ich riss ihr das Blatt förmlich aus der Hand.

Tatsächlich. Ganz unten in der Mitte des Papiers war ein handschriftlich geschriebener Name zu lesen: Er lautete: d. A. Simon und war deutlich in einer sehr regelmäßigen, altertümlich aussehenden Schrift geschrieben.

„Das ist eine Unterschrift, Rachel. Nur eine Signatur, nichts weiter.“

Sie war sichtlich enttäuscht, als hätte sie mehr erwartet, und sagte kühl: „Wir könnten das Blatt ja auch dem Vermieter geben. Der weiß vielleicht etwas.“

„Nein, nicht nötig“, erwiderte ich, „ein leeres Stück Papier, das vermisst doch keiner. Ich werfe das Ding einfach weg.“

„Mach damit was du willst, ich werde uns erst mal ein Frühstück vorbereiten. Kommst du, um mir dabei zu helfen?“

Damit war das Interesse von Rachel für den Brief mit der Unterschrift so schnell verschwunden, wie es die Nacht zuvor aufgetaucht war.

Während unseres weiteren Aufenthaltes in der Provence wagte ich es nicht mehr, mich dem Brief zu widmen. Ich lenkte mich mit meinen Gedichten ab und versuchte mich noch so gut wie möglich zu erholen.

Erst als wir wieder zu Hause angekommen waren, konnte ich versuchen, das Geschehene aufzuklären. Schon während der Ferien hatte ich mich gefragt, wer dieser d. A. Simon sein könnte, dessen Name Rachel entdeckt hatte. Für mich klang der Name fremd und vertraut zugleich. Ich musste es irgendwie herausfinden. Am besten war wohl, eine Nachforschung in einer großen Bibliothek oder im Internet zu starten. Dort würde ich bestimmt etwas finden. Gesagt, getan. Ich fragte meinen Freund Michael, dessen Computer mit einem Internetanschluss versehen war, ob er mir den PC für eine Recherche überlassen könne. Er war sofort einverstanden, und schon am nächsten Tag hatte ich für ein paar Stunden das Internet für mich allein zur Verfügung. Ungeduldig suchte ich erst einmal den Namen „Simon“ in verschiedenen Lexika, die im Internet zu finden waren und die man einsehen konnte. Doch es wurde schnell deutlich: mit dem einen Wort allein war es schwer, mein Ziel zu erreichen. Also probierte ich diverse unbekannte Suchmaschinen aus, gab noch weitere Suchbegriffe wie Magie, Zauberei und Esoterik dazu, schlitterte auf die entlegensten Computer der Welt, surfte von Seite zu Seite, suchte, verwarf, öffnete und schloss Hunderte von Dokumenten, verirrte mich hoffnungslos in der Unendlichkeit des Internets. Und endlich war ich doch erfolgreich. Es frage mich keiner, wie ich dorthin gelangt bin, jedenfalls hatte ich einen Treffer. Auf einem mir gänzlich unbekannten Server fand ich einen Eintrag mit dem Namen „Simon“, integriert in einen Text, welcher den Begriff der „Alchemie“ in der Zeit des Mittelalters beschrieb. Weiter unten auf der Seite entdeckte ich folgende Sätze:

„Einer unter ihnen war der Alchemist Simon, der wie viele seiner Zeit versuchte, das Geheimnis der Transmutation von unedlen Metallen in Gold zu entdecken. Auf seiner Suche nach dem ‚Stein der Weisen‘, auch das ‚Große Elixier‘ oder die ‚Rote Tinktur‘ genannt, soll er zufällig bei einem seiner chemischen Experimente eine magische Tinte erfunden haben. Er erwarb sich damit hohes Ansehen und verfasste mit dieser Rezeptur mehrere Schriftstücke. Die Zusammensetzung wurde streng geheim gehalten und nie bekannt. In den damaligen Geheimlogen dienten diese Schreiben als Orakel, wodurch den Alchemisten eine außerordentliche Rolle in weltlichen sowie spirituellen Fragen zugesprochen wurde.“

Der Text endete mit mehreren Abbildungen von alchemistischen Versuchsanordnungen, die mir bekannt vorkamen.

Ich fuhr mit dem rollenden Bürostuhl einen Meter zurück und schnalzte mit dem Finger meiner rechten Hand. Jetzt schien mir alles klar zu sein.

Der Brief von Frau Sonntag musste so ein Exemplar dieses Alchemisten sein, das war die Erklärung. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Ein Orakelbrief, mit magischer Tinte

geschrieben, und ich bin der Besitzer dieses Schatzes. Als ob ich durch diese Information einen lang erhofften Sieg gegen einen imaginären Gegner errungen hätte, schrieb ich begeistert mit einem Füllfederhalter die Adresse der gefundenen Internetseite auf die Innenseite meiner linken Hand, löschte sogleich alle Suchergebnisse von dem Computer und verließ gut gelaunt das Haus meines Freundes. Meine Angst vor diesem Brief war verflogen. Nun werde ich Rachel doch noch alles erzählen, dachte ich in vom Glück erfülltem Stolz.

VII

Ein Donnern wirft mich aus meinen Erinnerungen. Ich stehe neben dem Garten der Familie Sonntag. Gerade hatte ich, wie das Vorbeihuschen eines Vogels, die Bewegung eines Schattens im Haus der Sonntags bemerkt. Merkwürdig. Frau Sonntag war vor drei Wochen gestorben, eigentlich sollte sich niemand im Haus befinden. Wie konnte sich dort etwas bewegen? Es stand doch völlig leer.

Ich schaue in die andere Richtung, vorbei an der Brombeerhecke hinunter ins Tal, auf die nahegelegene Stadt. Mein Blick gleitet den Pfad entlang, der direkt von unserem Ort zum Stadtrand führt und so gesehen sogar eine Abkürzung ist. Zum zweiten Mal bin ich auf dem Weg zu meiner Freundin Rachel, um ihr nun doch den Brief zu zeigen.

In meiner Vorstellung sehe ich mich schon in ihrem Zimmer auf der Couch sitzen, nach Worten ringend, um das Unbeschreibliche zu beschreiben. Die Geschichte des Briefes, von der Übergabe im Haus der Sonntags bis zu seinem Verschwinden, und wie ich den Verlorengegläubten dann doch wiederbekommen und gelesen hatte. Dann die Lügen des Urlaubs in der Provence sowie die aufklärenden Informationen aus dem Internet. In wenigen Minuten könnte ich es endlich beichten.

Wieder ist ein entfernter Donner zu vernehmen. Dunkle Wolken haben sich aufgetürmt, es sieht ganz nach einem schweren Gewitter aus. Ich gebe mir einen Ruck und laufe schnellen Schrittes los, mich noch mit einem Griff in meine hintere Hosentasche vergewissernd, dass der Brief noch feststeckt.

Auf halber Strecke sehe ich den Regen, es ist schon mehr ein Wolkenbruch, wie ein milchiger Schleier, auf mich zukommen. Instinktiv schaue ich mich nach einem Unterschlupf um. Die dichte Baumgruppe, an der ich eben vorbeigelaufen bin, bietet sich an. Hier gibt es sogar eine Bank, darüber einen kleinen Schrein, in dem ein Kreuz mit dem angenagelten Christus angebracht ist. Ein geeigneter Platz, um mich bei diesem Regenguss unterzustellen, denke ich etwas zögerlich, und schaue, als ob es mir Sicherheit geben könnte, auf die Internetadresse, die noch in meiner rechten Hand geschrieben steht.

Das näherkommende Unwetter erinnert mich an ein Kindheitserlebnis. Einmal, ich war fünf Jahre alt, überraschte mich ein starkes Gewitter auf dem Heimweg vom Kindergarten. Der Weg nach Hause war nicht mehr weit, musste ich doch nur noch den Spielplatz überqueren, um mein

Elternhaus zu erreichen. Als damals die ersten Regentropfen fielen, stellte ich mich sofort unter einen der großen Kastanienbäume, die ich so gerne hatte, und unter denen ich gewöhnlich mit meinen Freunden spielte. Vor allem die riesigen Kastanienblätter faszinierten mich. Im Herbst schaufelten wir Kinder immer Haufen davon zusammen, stiegen auf das metallene Klettergerüst und sprangen in den einladenden Blätterberg. Die Mutigsten von uns wagten einen Sprung, von der obersten Stufe. Mit dem Kopf nach vorne und ausgestreckten Armen segelten sie hinab. Andere waren etwas vorsichtiger und ließen sich gerade mit den Füßen nach vorne fallen. Immer landeten wir sicher und weich in dem übergroßen Bett aus Blättern. Der Regen schwoll damals sintflutartig an, und ich hatte gerade noch Zeit, meinen kleinen Körper an den dicken Stamm zu pressen. Eigentlich dauerte dieses Gewitter nur Minuten; für mich war es jedoch eine Ewigkeit: bei jedem Blitz fühlte ich Todesangst und mein Ende kommen. Als dann doch endlich irgendwann einmal alles vorbei war, rannte ich tränenüberströmt in Mutters Arme.

Ein Ast, der vom böigen Wind zu Boden geschleudert wird, reißt mich wieder in die Gegenwart. Ich stehe unter einigen hohen Tannen, die in einer dichten Gruppe zusammengewachsen sind. Neben der Bank mit dem Holzkreuz warte ich, bis das Gewitter vorbeizieht, um dann meinen Weg zu Rachel fortzusetzen. Dieser Ort wirkt wie eine kleine Oase in der hier sonst überall vom Weinanbau geprägten, eintönigen Landschaft. Der kleine Schrein mit dem Heiland macht mir ein bisschen Angst; so wie mich christliche Kirchen eher beunruhigen als beglücken. Ich bin jedoch froh, einen Unterstand in dieser unbequemen Situation gefunden zu haben. Gerade habe ich mich mit meiner Zuflucht ein wenig angefreundet, da geht ein Blitz kaum hundert Meter links vor mir auf dem Acker nieder. Das Krachen des Donners ist ohrenbetäubend. Wie von einem Peitschenschlag ins Gesicht getroffen, macht sich Panik in mir breit. Gelähmt stehe ich da, unfähig mich zu bewegen.

Dann kommt ein zweiter Schlag. Diesmal nur einige Meter leicht rechts vor mir. Ich sehe das erste Mal, wie ein Blitz vom Boden hochsteigt, der Schalldruck nimmt mir fast im selben Moment die Besinnung und den Atem. Noch nie ist mir ein Einschlag so nahe gewesen. Einige Sekundenbruchteile fühle ich mich wie im Zentrum eines Sturms, jeder Muskel ist angespannt, ich zittere wie Espenlaub. Ein gewaltiger Adrenalinstoß breitet sich in meinem Körper aus. Ich atme sehr viel Luft aus, die ich wohl schockartig eingesogen habe, und will mich gerade vor Angst auf den Boden legen. Da gibt es einen dritten Schlag. Nur Sekunden später. Die Drei. Das Ende. Das Aus? Der Anfang im oberen Haus?

Ich weiß noch, dass ich mich so fühlte, als ob mich der Strom durchdrang, und ich vom Scheitel bis zur Sohle vom Himmel aufgespießt wurde, brannte, ja explodierte. Mein Herz schien zu einem schwarzen Kloß zu zerschmelzen, selbst das Blut kochte dunkel auf und gerann mit dem

Geruch eines verbrannten Stück Fleisches. Sekunden später bin ich dann umgefallen, schien tot zu sein, mausetot. Recht friedlich stieg eine Rauchfahne aus mir empor, erst schwarz, dann grau, dann nichts. Wie das letzte Glimmen einer verlöschenden Kerze.

Sollte ich wirklich ...? Bin ich ... tot? Richtig tot? Tausende Gedanken jagen durch meinen Kopf.

Nein, nein, das kann nicht wahr sein, ich denke ja noch. Sofort erinnere ich mich an den dritten Schlag, sehe mich selbst von oben ganz regungslos am Boden liegen und erkenne, dass der Blitz durch den Baum, unter dem ich stand, eingeschlagen war. Er hatte sich seinen Weg durch die Tanne und wohl auch durch meinen Körper gefressen. Jedenfalls war mein Körper mit Sicherheit betroffen, förmlich niedergeschmettert und leblos. Aber wieso kann ich denn in diesem Moment noch denken, wenn ich mich doch für tot halte? Der Stamm des Baumes und mein Körper, wie von einer glühenden Stange durchstoßen, können nicht mehr lebendig sein. Wie konnte ich nur so dumm sein und mich unter einen Baum stellen? Was für ein verheerender Fehler. Ich gerate in Panik. Alle meine Sinneseindrücke zerbersten plötzlich wie durch einen Sandsturm in tausend Splitter. „Verbrannt und verkohlt auf dem Scheiterhaufen der Zeit“, hallt es noch in meinem Bewusstsein. Einen Moment später bin ich nur noch mir selbst bewusst. Kein Ton, kein Geruch, kein Gefühl, kein Licht, und doch weiß ich, dass ich da bin. Langsam fügen sich feine Schimmer mit fernen Eindrücken zusammen. Ich bin wieder an der Stelle, an der sich mein Körper befindet. Er ist auf dem Bauch zum Liegen gekommen und wirkt trotz der Gewalt, die ihn niedergestreckt hat, entspannt. Der Kopf liegt, wie im Schlaf, seitlich auf dem Boden, die Augen sind geschlossen. In der rechten hinteren Hosentasche ist noch der Umschlag mit dem Brief zu sehen. Ganz lose steckt er nur noch zur Hälfte gehalten in der Jeans. Heftig flattert er im regengepeitschten Wind und muss wohl beim Sturz etwas herausgerutscht sein.

Heftig flattert er im regengepeitschten Wind und muss wohl beim Sturz etwas herausgerutscht sein.

Mit einem Gefühl großen Wehmuts erinnere ich mich an mein Vorhaben. Ich wollte doch zu Rachel, meiner geliebten Rachel, wollte ihr alles erzählen, ihr den Brief zeigen und erklären. Was kann ich jetzt nur tun? Dieses elendige Gewitter, wieso ausgerechnet mir, wieso ich? Was für ein dummer Zufall. Wie soll ich ihr jetzt den Brief zeigen, jetzt, da ich doch scheinbar tot bin? Er darf in keine fremden Hände gelangen, auf gar keinen Fall. Was würde geschehen, wenn irgendjemand den Brief bei meinem Körper fände? Kaum habe ich den Gedanken zu Ende gedacht, sehe ich, wie der Regen auf das Papier prasselt; der Umschlag ist bereits ziemlich feucht, der Regen wird immer stärker. Ein Windstoß erfasst den losen Teil des Briefes, zieht ihn

nun ganz aus der Hosentasche. Von den Regentropfen getrieben rutscht er langsam vom Bein herunter, schwappt in ein kleines Bächlein, welches sich dort gebildet hat. Von dort schwimmt er am Körper entlang, an den Wurzeln eines Stammes vorbei, unter der Bank hindurch, vor dem Unterbau des Christusschreines hinweg, und bleibt dort einen Moment an einer Wurzel hängen, um dann gleich umso schneller in ein größeres Rinnsal am Rande des Weges zu münden. Das Papier ist nun schon völlig aufgeweicht, und der Umschlag hat sich ein wenig geöffnet. Wie ein kleines weißes Floß schwimmt er auf dem immer stärker anschwellenden Strom. Verschwommen sehe ich noch einen Schriftzug auf dem einzigen Blatt des Briefes durchschimmern.

„Gedanken werden Gold...“ sind die letzten drei Worte, die schillernd in mein Bewusstsein dringen, bevor er endgültig zwischen den Gitterstäben eines Kanalrohres verschwindet. Bestürzt und glücklich zugleich beobachte ich seinen Abgang.

VIII

Ich bin völlig durcheinander. Rachel wartet sicherlich schon lange auf mich und macht sich Sorgen. Jetzt ist auch noch der Brief weg, und ich bin ...

Kaum habe ich den Gedanken gedacht, da verspüre ich einen leichten Ruck, höre noch ein merkwürdiges Geräusch, so wie das Rauschen eines Wasserstrudels, dann dauert es einige Zeit, bis aus grauen, formlosen Bruchstücken, Farben und Klängen schließlich eine Szene entsteht, in der ich mich wieder wahrnehme. Wie durch einen Sog in einen immer dünner werdenden Tunnel gezogen, befinde ich mich plötzlich in Rachels Zimmer. Sie sitzt auf ihrem Bett, in der rechten Hand ein geöffnetes Buch, den Blick zum Balkon gerichtet, hinter dessen Glastür noch das Unwetter tobt. Ihre Augen verraten große Besorgnis. Wie mit einer schweren Last auf den Schultern steht sie etwas zitternd auf, schreitet zur Balkontür und presst die Nase an die Scheibe, schaut in Richtung des Weges, auf dem ich sonst immer zu ihr gekommen bin. Rachel erwartet mich sehnsüchtig. Ich bemerke, dass man von hier aus in der Ferne die kleine Baumgruppe sehen kann, unter der ich mich eben noch untergestellt hatte. Schemenhaft sind nur die Wipfel der Bäume zu erkennen, denn die Sicht wird immer wieder von heftigen Schauern unterbrochen, die gegen die Hinterseite des Hauses und die Scheiben prasseln.

„Rachel“, sage ich sanft, „Rachel, hörst du mich? Ich bin hier.“ Sie reagiert nicht. Ihre großen Augen schauen immer noch hinaus ins aufgepeitschte Feld. „Der Brief, Rachel, ich habe den Brief gelesen. Er ist verzaubert, verstehst Du?“ Doch ehe ich weiter versuchen kann, Kontakt mit ihr aufzunehmen, nehme ich etwas Außergewöhnliches an dem äußeren Erscheinungsbild von Rachels Körper wahr. Ich erkenne schwache Lichter, die von ihr aus zu mir herüberleuchten. Es sieht aus wie feinste Lichtstrahlen oder dünne Schlingpflanzen aus Licht. Je länger ich diese Erscheinung betrachte, desto deutlicher wird meine neue Sichtweise. Wie von einer inneren Lichtquelle erzeugt, scheinen die farbigen Strahlen aus ihrem ganzen Körper zu strömen und sich gleichzeitig in ihm zu verdichten. Ich schaue auf Verwirbelungen, durchdrungen von Verneblungen, auf Gebiete unterschiedlicher Dichte und Färbung, die alle miteinander verwoben und verflochten sind. Dieses ganze System pulsiert, ist ständig in Bewegung und wirkt an manchen Stellen wie ein aufgewühlter Himmel oder ein Vulkanausbruch.

Gebannt sehe ich Rachel eine Weile an, beobachte dieses unglaublich harmonische Spiel ineinander verlaufender Farben und Formen. Alles ist so stimmig, so richtig, so gewollt. Eins fügt sich ins andere. Einen ewigen Moment schaue ich selbstvergessen, tauche ein in ihre Aura,

verschmelze und trenne mich wieder. Wie warmes, pochendes Blut in den Adern drehe ich mich, kreiselnd um mich selbst schwebend, bin verloren und gerettet zugleich, schaue Sonne und Mond, Feuer und Eis, Himmel und Hölle, alles in einem.

Bestürzt merke ich, dass die Lichtfäden sich immer näher auf mich zu bewegen, regelrecht in mich eindringen wollen, und als sie mich berühren, legt sich von einem Moment auf den anderen ein unsichtbarer Schalter in mir um. Ich kann plötzlich Rachels Gedanken wahrnehmen.

Einen Augenblick bin ich erstaunt über diese Vorgänge, aber hatte ich so etwas nicht doch schon mal erlebt? Ich versuche mich zu erinnern, werde aber von Rachels Ausstrahlung abgelenkt, die meinen inneren Empfänger, der nun auf einen anderen Kanal abgestimmt ist, scheinbar mühelos erreicht.

Rachel hofft, dass ich jeden Moment den Weg heruntergelaufen komme. Sie sieht mich in ihrer Vorstellung durchnässt, aber lebendig vor ihrer Haustür stehen, möchte mich in ihre Arme schließen und meinen Körper spüren. Doch sie ahnt bereits, dass mir etwas passiert sein könnte. Langsam werde ich von einem Nebel umfassen, Rachels Angst und ihre Sorgen umhüllen mich wie ein dunkler Kokon. Unaufhörlich ergießt sich eine Flut des schattigen Gespinnstes. Erschreckt von diesem Anblick und der großen Angst Rachels, ihre Befürchtungen zu erkennen und zuzulassen, kommt für mich der gewohnte Körperanblick wieder zum Vorschein.

Da ist sie immer noch, dicht an die Fensterscheibe gedrängt, hat den Blick in die Ferne gerichtet. Ihr langes braunes Haar fällt locker ihren Rücken herab. Sie steht aufrecht, die Hände verschränkt vor ihrer Brust, ein wunderschöner Mensch. Große Sehnsucht überkommt mich. Als sie sich herumdreht, beginnen Tränen über ihr Gesicht zu rinnen, ganz langsam und sacht. Durch die Schwerkraft verformen sich die Tröpfchen, hinterlassen eine heiße, salzige Spur auf Rachels Haut. Noch ganz mit meiner Freundin verschmolzen, zieht mich dieser Anblick magisch an.

Ein Sog, der Raum wechselt, und schon bin ich mitten im Inneren einer Träne, auf dem zentimeterlangen Weg vom Auge über die Wange bis zum freien Fall. Sitze jetzt mittendrin und empfangen die Gnade, mit der sie sich verwirklicht, geboren aus dem Gefühl des Schmerzes meiner Geliebten auf dem Weg zum Licht. Ganz umhüllt von diesem seidigen Glanz, der immer größer zu werden scheint, kommt der gläserne Raum langsam ins Rotieren. Die lichten Eindrücke färben sich sanft in volle Farben, rötliche Schimmer wechseln ins Weißgelbe, violett-

goldene Fäden gleiten herein, der Raum bleibt unterdessen hell und klar. Feine Pastelltöne geben sich die Hände, machen sich miteinander bekannt, umarmen sich verliebt, um sich sogleich wieder zu trennen und endlich von helleren, noch klareren Farben abgelöst zu werden. Ein leises Rauschen ist zu vernehmen, und ich glaube, einzelne Musikinstrumente zu hören. Es erklingt fröhlich und leicht, ein süßlicher Flötenklang mit fernem Gesang; unwiderstehlich ziehen mich die Klänge in ihren Bann.

IX

Unverhofft empfinde ich mich auf einer Wiese stehend. Die himmlischen Töne haben mich hierhergeführt. Von einem hellblauen, klaren Firmament strahlt die warme Sonne. Um mich herum, soweit ich sehen kann, nur grünes, hohes Gras, dazwischen Blumen in allen erdenklichen Färbungen und Düften. Der Wind geht leicht wie ein Kamm durch das blühende Meer.

Aus der Ferne vernehme ich ein bezauberndes Lied:

„... suchend in die Sonne schauend ... bin ich wirklich nicht allein ...“

Angezogen von der lieblichen Musik bewege ich mich schwebend durch das wehende Feld.

„... fürchte was ich finden könnte ... wagte ich einen Blick hinein ...“

Vor mir entdecke ich eine Gruppe tanzender Wesen. Jedes für sich dreht sich um die eigene Achse, zusammen tanzen sie im Kreis. Alle tragen lange, bis zum Boden reichende, perlenfarbige Umhänge mit Kapuzen. Es ist ein wunderbarer Anblick, sie so zu erleben.

„... suchend in die Sonne schauend ... du bist wirklich nicht allein ...“ „... wer möchte nicht glücklich werden ...“ „... so vereint in diesem Sein ...“

Nicht weit neben dieser Gruppe sehe ich ein in der Wiese sitzendes Mädchen. Sie schaut mich mit großen, klaren Augen an. Langsam, von den Klängen getragen, schreite ich von ihrem Blick geführt auf sie zu. Ohne ein Wort deutet sie lächelnd auf ein Buch, welches tief eingebettet neben ihr in der blühenden Wiese liegt.

Auf dem schneeweißen Einband lese ich in geschwungenen, goldenen Lettern: *Das Ankommen der Bevölkerung zu verbessern*

Ich knie nieder und nehme das Buch in meine Hände. Da beugt sich das Mädchen zu mir herüber und schlägt es irgendwo in der Mitte auf. Gespannt beginne ich zu lesen:

*Glück und Unglück
Sind wie zwei Geschwister
Welche miteinander spielen.*

*Solange man sich
Für beide interessiert
Und zuschaut,*

*Wie der eine Wunderschöne Sandburgen baut
Und der andere Brutal zuhaut,*

*Ist man berührt
Und geblendet
Von dieser Schau.*

*Doch kein Blinder
Hat vergessen*

*Den Sand
Und die Hand,
Die ihn erschuf*

Kaum habe ich die Seite zu Ende gelesen, blättert der Wind das Buch auf eine neue Seite.

*Du hast den Mut eines Tigers
Und die Kraft eines Elefanten.
Du bist schlau wie die Schlange
Und ein ganz vorzüglicher Mensch.*

Es ist gut, dass Du bis hierhergekommen bist.

So freue Dich auf das, was Dir ab nun geschieht.

*Damit was Dir gebührt,
Dich noch mehr anrührt als bisher.*

*Tränen sollen Dich erinnern,
Sollen Dich zur Liebe bringen,
Und all das Gute, was geschah,
Wird wahr.*

*Lies weiter, denn Du bist ein Freund,
Brauchst nicht zu fürchten diese Schau.*

*Gedanken werden Gold
Wenn der Edle nichts versäumt
Den Schwur nicht bricht
Auf dem Pfad ins Licht.*

*Auch wenn der Weg ist tief versteilt,
So komm ich wieder,
Sei beruhigt,
Denn ich kenne Dich und Jeden*

In dieser Welt.

Behutsam schlage ich das Buch wieder zu, lege es zurück in die Wiese, deren Tropfen aus Tau den weißen Einband mit der goldenen Schrift benetzen.

Die kleinen Tröpfchen auf dem Buch ziehen mich mit einem wirbelnden Geräusch tief in ihr Inneres. Ein Zischen und Saugen, Glucksen und Sprudeln, schon befinde ich mich wieder in Rachels Träne. Sie bewegt sich auf ihrem Gesicht unvermindert fort. Wie die Flosse eines Fisches durchschneidet ein Haar auf ihrer Wange den glasigen Raum. Ein Wirbel und etwas Schaum entstehen, verquirlen sich ins Nichts, um in ein unaufhaltsames Farbenspiel zu wechseln. Es wird schneller und schneller, Rachels zarte Gesichtshaut streift vorbei, wieder taucht ein Haar hinein, rollt die Haut vorbei, taucht ein Haar hinein. Ich rotiere inmitten eines jetzt milchigen Stroms, fühle, wie alles an Masse verliert, an Geschwindigkeit gewinnt, und dann: freier Fall, eine Bewegung ins Leere, schwereloser Raum und Stillstand. Lang, sehr lang, geflügelt, geschwebt, watteweich geflogen, bis alles zerborsten, zerstört und schmerzlos aufgelöst ist. Milliarden Kügelchen blitzen in diamantenem Glanz, ein Lichtersturm von Sonnen, wie an einer Perlenkette aufgereiht, stürzen in den schwarzen Abgrund.

Vereinzelt zucken noch einige Blitze, erhellen den Raum von Rachels Zimmer. Hatte ich mich geirrt? Sie weint ja gar nicht, es ist nur ein Reflex der Regentropfen auf dem Fensterglas. Doch sofort fällt mir mein Aufenthalt in ihrer Träne wieder ein. Ich erinnere mich an den Brief, an seine schwarze Prophezeiung und den merkwürdigen Traum. Hätte ich ihn nur nie nach meiner Zukunft gefragt und alles für mich behalten, dann wäre ich nicht in diese Lage gekommen. Schon erkenne ich weitere Tropfen, die Rachel das Gesicht herunterrinnen. Ihre Traurigkeit legt sich wie ein Strang um meinen Hals. In meine Verzweiflung nehme ich meinen ganzen Mut und meine ganze Kraft, schlängele vorsichtig zu Rachels Wesen. Zärtlich durchdringe ich die Aura meiner Geliebten auf der Suche nach der Quelle ihres inneren Lichts, und scheinbar mühelos bringt mich mein Wille zum Ziel. Liebevoll und tröstend berühre ich den Faden des Herzens, der vom Ursprung des Schmerzes bis zu ihren Tränen reicht.

X

In einen Kokon aus inniger Liebe gehüllt, verweile ich in der Aura meiner Geliebten. Meine ewige Sehnsucht scheint für immer gestillt; doch wie der Blutstropfen aus einem Nadelstich fließt ein neuer Gedanke in unsere geborgene Verbundenheit. Es ist eine Erinnerung an den Brief und an die Adresse des Dokumentes, welches ich im Internet gefunden hatte und auf meiner Hand notierte. Im selben Augenblick, in dem sich diese Vorstellung in mir manifestiert, zieht es mich aus der Umhüllung von Liebe in den damaligen Moment. Ich befinde mich wieder in der Zeit nach dem finalen Blitzschlag, sehe meinen Körper ausgestreckt im Regen unter den Bäumen liegen. Meine Vorstellungskraft hat wohl ausgereicht, mich mit einem Sog in die Szene zu versetzen.

Ich erinnere mich genau an diesen Zeitpunkt und sehe, wie der Blitz vom Boden hochsteigt, der Schalldruck nimmt mir fast im selben Moment die Besinnung und den Atem. Noch nie war mir ein Blitz so nahe gewesen. Einige Sekundenbruchteile fühlte ich mich wie im Zentrum eines Sturms. Jeder Muskel war angespannt, ich zitterte wie Espenlaub. Ein gewaltiger Adrenalinstoß stieg in mir hoch. Ich atmete sehr viel Luft aus, die ich wohl schockartig eingesogen hatte, und wollte mich gerade vor Angst auf den Boden legen ... „Auf den Boden legen! Werfe dich sofort auf die Erde!“, hämmert ein Gedanke in mir. „Nicht zögern, sofort hinlegen!“, und ich lasse mich schnell bäuchlings zu Boden fallen. Da gibt es einen dritten Blitz. Nur Sekunden später. Er schlägt direkt neben mir in der Tanne ein. Der Krach ist ohrenbetäubend und der Christusschrein zersplittert in tausend Stücke. Danach nur Stille, aus der sich langsam das Prasseln des Regens und das Rauschen der Bäume schält. Das war knapp und hätte schiefgehen können, dachte ich nach einigen Augenblicken, die wie eine Ewigkeit erschienen. Was für ein Glück, dass ich mich gleich hingelegt habe. Ich bleibe auf jeden Fall so lange liegen, bis das Gewitter abgezogen ist, bis keine Gefahr mehr besteht, dass mir noch ein weiterer Blitz so nahekommt. Die Tannen können den Regen nun auch nicht mehr abhalten, der mich durchtränkt wie einen nassen Waschlappen, der am Boden kauert. Jetzt ist ein vierter Einschlag zu hören. Allerdings schon deutlich weiter den Pfad hinauf, wo ich meinen Weg zu Rachel begonnen hatte. Noch ein paar Minuten muss ich aushalten, dann ist es geschafft. Das Zentrum des Sturmes ist schon vorüber. Der Regen nimmt nun auch schon merklich ab, und ich traue mich wieder, mich hinzusetzen, stütze meine Hände in den aufgeweichten Boden. Tief durchatmend weiß ich im selben Moment, dass ich soeben wirklich großes Glück gehabt habe. Das wäre fast ins Auge gegangen, der dritte Schlag hätte auch der letzte für mich sein können. Wie dumm von mir, mich unter die Bäume zu stellen. Jetzt aber schnell zu Rachel. Sie wartet sicherlich schon ungeduldig auf mich. Ist der Brief noch da? Ich greife nach hinten in meine

völlig durchnässte Hosentasche, bemerke erst jetzt eine große Wasserlache, in der ich sitze, durch die auch noch überflüssigerweise ein Bächlein aus Regenwasser fließt. Nein, das gibt es doch nicht! Der Brief ist weg!

Etwas behäbig stelle ich mich auf dem glitschigen Boden auf meine noch unsicheren Füße, trockne meine feuchten Hände an der Innenseite meiner Jacke, um meine Hosentaschen besser durchsuchen zu können. Der verflixte Brief ist wirklich verschwunden. Vielleicht ist er mir unterwegs beim Laufen aus der Tasche gerutscht, oder ist er mir hier, als ich in der Pfütze lag, herausgeschwemmt worden? Da fällt mein Blick auf einen Umschlag, der einige Meter entfernt am Rande des Weges in einem größeren Rinnsal schwimmt. Das Papier scheint schon völlig aufgeweicht zu sein und treibt recht schnell auf dem immer stärker anschwellenden Strom. Ich mache reflexartig einige Schritte, um den Brief noch zu erwischen. Zu spät. Verschwommen sehe ich einen letzten Schriftzug auf dem Blatt des Briefes durchschimmern.

„Gedanken werden Gold...“ sind die drei Worte, die ich noch erkenne, bevor der Brief endgültig zwischen den Gitterstäben eines Kanalrohres verschwindet.

XI

Drei Jahre sind nun schon seit diesen Geschehnissen vergangen.

Ich bin mittlerweile mit Rachel verheiratet, doch sind mir die damaligen Ereignisse immer noch gut im Gedächtnis geblieben. Sehr oft führen mich meine Spaziergänge zurück zu dem Ort unter der Tanne, an dem mich der Blitz beinahe getroffen und erschlagen hätte. Dann stelle ich mich noch einmal auf den Platz, der mich das Leben hätte kosten können, der mich meinen Erinnerungen noch näher bringt. Monatelang habe ich mich gefragt, warum ausgerechnet mir der Brief von Frau Sonntag übergeben wurde, und ich dann so stark in seinen Bann gezogen wurde. Er war nun endgültig verschwunden, so wie der Beweis für seine magischen Fähigkeiten. Auch die Internetadresse, die ich mir damals auf der Handfläche notierte, habe ich niemals mehr wiedergefunden. So blieb das Geschehene nur in meinem Gedächtnis lebendig. Oft gehe ich nachmittags zu den Gitterstäben des Kanalrohres, welches den Brief damals verschluckte, werfe einen wehmütigen Blick hinein und sehe noch den letzten Schriftzug: „Gedanken werden Gold...“ bevor der Regen den Brief wegspülte. In den ersten Wochen nach seinem Verschwinden suchte ich mit einer Taschenlampe im Inneren des Rohres nach einer Spur, leuchtete so tief es ging hinein und stocherte mit einem Draht in dem Dickicht aus Ästen und Blättern, welches sich vor und hinter dem Gitter gebildet hatte. Einmal dachte ich schon, etwas gefunden zu haben, aber es war nur ein altes, aufgeweichtes Stück Zeitungspapier.

Doch ich gab so schnell nicht auf, denn wo es einen Eingang gibt, sollte es auch einen Ausgang geben. Der Wassergraben, der für das Regenwasser in das Kanalrohr mündete, musste auch irgendwo wieder ans Tageslicht kommen. Meine Annahme war jedoch falsch. Der Abwasserkanal endete anscheinend blind im Erdreich. Ungläubig hatte ich jeden Meter des Weges bis zum Ortsrand abgesucht, doch es gab keinen Ausfluss für dieses verflixte Rohr. Es führte wahrscheinlich unterirdisch in ein anderes, noch größeres und dann in ein ganzes Rohrsystem, in dem das Wasser bis zur Kläranlage zusammengeleitet wird. Irgendwann habe ich die Suche dann aufgegeben. Ich hatte mich damit abgefunden, dass der Brief für immer verschwunden bleibt. Wahrscheinlich hatte er sich im Wasser sowieso völlig aufgelöst, und selbst wenn es ein Ende des Rohrsystems gäbe, ich hätte wohl nie auch nur die geringste Spur des Briefes gefunden.

Trotzdem, das Geschehene ging mir nicht mehr aus dem Kopf.

Es war nicht leicht, meine Erlebnisse für mich zu behalten. Niemand hatte von mir bis heute etwas erfahren, selbst Rachel erzählte ich kein Sterbenswörtchen. Ich hatte Angst, man würde mir nicht glauben, mich vielleicht für verrückt erklären, und außerdem erinnerte ich mich noch genau an die innere Stimme, die mir vor meinem Unfall auf dem Weg zu Rachel mitgeteilt hatte, besser alles für mich zu behalten. „Du darfst ihr diesen Brief niemals zeigen! Er ist nicht für sie bestimmt!“, hallt es immer noch in meinen Ohren. Vielleicht erklärt sich so auch mein gefährliches Zusammentreffen mit dem Blitz, denn ich hätte beinahe gegen dieses innere Gebot verstoßen. Damals wollte ich Rachel den Brief unbedingt zeigen, ich war fest dazu entschlossen. Der Unfall und seine Umstände hatten mich glücklicherweise davon abgehalten, mein Schweigen zu brechen. Nur noch Frau Sonntag hätte die Existenz des Briefes bestätigen können, aber sie war ja schon lange tot. Also musste ich wohl oder übel mit meinem Geheimnis allein weiterleben.

Seit einiger Zeit wohnte ich mit Rachel zusammen, nur einen Häuserblock weiter als die Wohnung, in der sie damals in der Zeit unseres Kennenlernens lebte. Nach meinem Zivildienst bin ich Computertechniker geworden. Mein innerer Drang, die geheimnisvolle Adresse des Alchemisten wiederzufinden, hat mich zu einem regelrechten Fachmann für das Internet werden lassen.

Gerade war ich von meinem täglichen Spaziergang zurückgekommen und wollte mich in meinem Bürozimmer an die Arbeit am Computer machen, als Rachel mir aus dem Wohnzimmer zurief: „Wo warst du eigentlich wieder so lange? Ist dir nicht langweilig auf deinen Spaziergängen immer den gleichen Weg zu gehen?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, trat sie mit einem Stück Kuchen in der Hand und noch am letzten Bissen kauend in mein Zimmer und sagte:

„Lass dir doch mal was Neues einfallen. Da ist doch schon um jeden Baum ein eigener Weg, so oft gehst du da entlang, und außerdem ist die Gegend so schrecklich öde. Was reizt dich, immer wieder die gleiche Strecke zu gehen? Oder warst du heute ausnahmsweise mal woanders? Komm, setz dich zu mir und iss ein Stück Kuchen mit mir! Das ist besser als immer diesen Trampelpfad entlangzulaufen.“

„Das ist kein Trampelpfad“, entgegnete ich genervt. „Und außerdem muss ich arbeiten. Wenn du unbedingt ein Stück Kuchen loswerden möchtest, kannst du mir eins hier auf den Schreibtisch stellen, und eine Tasse Tee hätte ich gerne dazu, wenn es Dir nichts ausmacht. Einverstanden?“

Rachel antwortete: „Ja, ja, nie hast du Zeit, mit mir einmal eine Tasse Tee zu trinken, aber auf deinen einsamen Weg gehst du jeden Tag. Ich finde das wirklich nicht mehr lustig. Du bist doch kein Opa, der seinen Verdauungsspaziergang machen muss, oder was treibst du auf der tristen Strecke?“

„Rachel, du nervst wirklich!“, rief ich ihr zu. „Bringe mir bitte den Tee und lass mich dann in Ruhe weitermachen. Ich sollte bereits gestern mit diesem Projekt fertig sein, also bitte!“

„Siehst du, immer arbeiten und diese langweiligen Wanderungen auf dem einsamen Feldweg. Und du nimmst mich noch nicht mal mit!“, beschwerte sich Rachel lautstark in ihrer kindischen Art, in der sie mich immer zu provozieren versuchte.

„Wenn du wüsstest, warum ich dorthin gehe“, schrie ich sie an, „dann würdest du deinen Mund halten und nicht so freche Bemerkungen machen. Also raus jetzt!“

Doch anstatt mein Zimmer zu verlassen und mich endlich nicht mehr weiter zu nerven, kam sie auf mich zu und zischte mit weit aufgerissenen Augen:

„Ja, glaubst du, ich bin dumm? Seit dem Gewitter vor drei Jahren rennst du fast täglich diesen Pfad hoch und runter. Die Nachbarn machen sich auch schon ihre Gedanken. Erst vor einer Woche hat mich wieder jemand gefragt, was dich dorthin treibt. Aber mir fällt wirklich keine plausible Antwort mehr ein. Was soll ich dazu denn noch sagen? Ich spüre doch, dass du etwas auf dem Herzen hast, dass da etwas ist. Warum sprichst du nicht mit mir darüber? Sag’ doch, was du dort zu suchen hast!“

„Lass mich, Rachel!“, entgegnete ich scharf, doch sie ließ nicht locker.

„Warum stehst du immer unter dieser Tanne und grübelst vor dich hin? Ich habe dich auch schon so gesehen. Wie ein einsamer, verwirrter Professor. Warum nur? Sag’ mir, weshalb du dorthin gehst, und tue nicht so geheimnisvoll, als gäbe es etwas Wichtiges zu verbergen!“

„So nicht, Rachel, so werde ich es dir nie sagen!“, schrie ich sie an.

„Du würdest mir sowieso niemals glauben, wenn ich dir von diesem Briiiiiii ...“

In diesem Moment gab es einen Schlag und mein Computer, die Schreibtischlampen und alle anderen Lichter gingen aus. Die Stromsicherungen mussten herausgesprungen sein.

„Siehst du, Rachel, das hast Du davon! Jetzt fällt auch noch das ganze Haus zusammen.“

Ich ging in den Flur, um die Sicherung wieder einzuschalten.

Rachel hatte vor Schreck den Kuchen, den sie noch in der Hand hielt, fallen lassen. Sie ging beleidigt in die Küche, holte einen Putzlappen, um den Boden sauber zu wischen.

Ich setzte mich auf meinen Bürostuhl und wartete, bis sie fertig war. Als sie den Raum verließ und die Tür schließen wollte, trafen sich noch einmal unsere Blicke. Ich spürte, dass Rachel sich aufrichtig Sorgen machte, und wusste, dass ich nicht anders konnte, als weiter zu schweigen. Sie schloss die Tür hinter sich und ich hörte, wie sie den Fernseher im Wohnzimmer anschaltete.

Puh, das war knapp. Ich war innerlich noch ganz aufgewühlt. Beinahe hätte ich den Brief erwähnt, oder hatte ich es schon ausgesprochen? In meinen Schläfen hämmerte das Blut. Nein, zum Glück hatte der Stromausfall mich unterbrochen, sonst wäre es mir doch noch herausgerutscht. Rachel hatte mich schon öfter wegen meiner Spaziergänge angesprochen und eine Erklärung von mir erwartet. Sie bohrt mit ihrer Neugierde regelrecht in mich hinein und versucht es immer wieder aufs Neue, auf eine andere Art. Fast wäre es ihr eben gelungen, etwas aus mir herauszukitzeln. Ich drehte mich um, schaute auf den Monitor meines Computers, der in der Zwischenzeit wieder gestartet und hochgelaufen war. Zu meinem Erstaunen waren alle Symbole für meine Programme auf dem Bildschirm verschwunden, bis auf ein einziges, das meiner E-Mail-Software. Ich war schon an so manchen merkwürdigen Fehler meines PCs gewöhnt, aber das war mir neu. Ich klickte auf das noch verbliebene Icon, um das E-Mail-Programm zu starten. Alles war wie gewohnt, außer dass in meinem Posteingangsfach plötzlich eine neue E-Mail angekommen war. Aber wie konnte dies geschehen? Ich hatte mich doch gar nicht ins Internet eingewählt, und vor dem Streit mit Rachel war ich noch nicht dazu gekommen, in mein Posteingangsfach zu schauen. Wahrscheinlich hatte das etwas mit dem abrupten Abbruch durch den Stromausfall zu tun, erklärte ich mir selbst. Ich wusste, dass ein Absturz eines Computers aus dem normalen Betrieb alle möglichen Folgen haben konnte, also regte ich mich nicht weiter auf, schaute neugierig auf die neu eingegangene Nachricht, um sie zu öffnen. Sofort fiel mir auf, dass weder ein Betreff noch ein mir bekannter Absender zu entdecken waren. Im Textfeld, in dem normalerweise der Text der Nachricht des Absenders erscheint, war auch alles leer. Nein, nicht ganz! Ich bemerkte, dass sich rechts außen eine Bildlaufleiste gebildet hatte, was darauf hindeutete, dass weiter unten ein Inhalt vorhanden sein musste. Neugierig rollte ich im Textfeld weiter nach unten, und tatsächlich, dort stand in der untersten Zeile eine Buchstabenfolge: „O°^<>==<()@>~<si<[m][O]>n“

Was hatten diese merkwürdigen Zeichen zu bedeuten? Ich schaute noch einmal genauer hin und bemerkte ein „@“-Zeichen. Dieses Zeichen ist in jeder E-Mail-Adresse vorhanden, das war mir bekannt, aber all die anderen Symbole – dies ergab doch keine gültige Adresse. Langsam wurde mir heiß und wieder begannen meine Schläfen zu pochen. Ich sah mir die Buchstabenfolge noch mal genauer hin. Rechts von dem in der Mitte stehenden „@“ – das könnte doch etwas heißen si<[m][O]<n, aber ja doch: „simon“. Der Alchemist Simon von der Internetseite, schoss es mir durch den Kopf. Lange hatte ich nach diesem Namen im Internet gesucht. Damals fand ich die Informationen, die mir erklärten, was es mit dieser magischen Tinte und dem Brief auf sich hatte. Das konnte doch kein Zufall sein, den Namen hier zu entziffern. Schlagartig war ich hellwach und wie aufgedreht. Schnell speicherte ich diese merkwürdige E-Mail in einem Extra-Ordner mit dem Namen „Simon“ auf der Festplatte und kopierte zusätzlich auch noch alles auf eine Diskette, auf die ich die Zeichenfolge: „O°^<>==<()@>~<si<[m][O]>n“ so gut wie ich es freihand konnte, außen auf den Aufkleber schrieb. Dann verstaute ich sie in meiner abschließbaren Schreibtischschublade.

XII

In der darauffolgenden Nacht konnte ich nicht einschlafen. In meinem Kopf jagten die Gedanken wie Wolkenfetzen während eines Herbststurms durch meinen Kopf. Ich war verwirrt. Die nackte Angst breitete sich langsam in mir aus. Ohne Rachel zu wecken verließ ich unser Schlafzimmer und legte mich auf die Wohnzimmercouch. Hier war ich allein und fühlte mich besser, denn ich wollte nicht, dass Rachel etwas von meinen Ängsten mitbekam. Mein innerer Zustand veränderte sich von Minute zu Minute. Scheinbar zusammenhanglose Gedanken tauchten auf, ich glaubte Stimmen zu hören, Stimmen, die mir etwas einflüsterten. Manchmal waren es schlimme Beschimpfungen, dann wieder Beschwichtigungen, gefolgt von Herzrasen und Schweißausbrüchen. Ich konnte diesem Zustand nicht entkommen, es war ausweglos, denn alles spielte sich in meinem Inneren ab, ohne dass ich diesen Prozess hätte stoppen oder beeinflussen können. Es wurde immer schlimmer und schlimmer. Ich lag ausgestreckt auf dem Sofa und mein ganzer Körper begann zu zittern. Das Einzige, was ich machen konnte, um mich zu beruhigen, war, meine Gedanken einfach kommen und gehen zu lassen, so wie sie waren. Hätte ich darüber nachgedacht, was sich da in meinem Inneren abspielte, ich glaube, ich wäre sofort geplatzt oder verrückt geworden. Nach vielleicht ein oder zwei Stunden, die ich so mir selbst ausgeliefert war, hatte ich das Gefühl, ganz und gar von diesem inneren Beben durchgeschüttelt zu werden. Es gab kein Entrinnen mehr, keine Möglichkeit der Verdrängung oder Ablenkung. Ich gab jeden Widerstand auf, gab mich hin und ließ alles geschehen, bis irgendwann, langsam und noch schwach wie das Leuchten und Grollen eines entfernten Gewitters, sich eine Beruhigung ankündigte. Die inneren Stimmen und Bilder begannen zu versiegen und zogen sich zurück. Es war wie nach einem Sturm, der abebbte, die Wellen und die Brandung wurden wieder flacher und stiller. Kleine Eruptionen flammten jedoch immer wieder auf, lösten Bruchstücke von Angst und Panik in mir aus, bis sich, als es schon hell wurde, endlich Ruhe einstellte. Alles hatte sich nun aufgelöst, war verschwunden und zurückgeflossen. Ich lag still da und fühlte mich wie ein alleingelassenes, nacktes Kind. Schutzlos ausgeliefert, aber auch geborgen und still wie ein unschuldiges Robbenbaby in einer Schneewüste. Ich war allein mit mir und der Schöpfung, kühl und klar. Langsam versuchte ein leiser entstehender, schwacher Wille, etwas Ordnung in die vergangenen heftigen Eindrücke zu bringen. Es war wie das sanfte Wispern des Windes, der zärtlich mit den vom vergangenen Sturm abgefallenen Blättern spielte. Mir wurde bewusst, dass ich so starke und unverstellte Gefühle und Eindrücke, wie ich sie eben noch verspürte, noch nie erlebt hatte. Ich erinnerte mich zurück an meine Fiebernacht nach dem Erhalt des Briefes von Frau Sonntag. Nach dem Schock war es mir ähnlich ergangen, nur etwas nebulöser und verschwommener als in der vergangenen Nacht. Damals hatte ich ebenfalls das Gefühl, von einer starken inneren Kraft in

Bereiche meines Inneren geführt zu werden, die ich nicht kannte oder aus Angst nicht betreten wollte. Meine Eltern hielten mich für krank und ich weiß noch, dass ich irgendwann selbst daran glaubte und die wahre Ursache meiner inneren Verunsicherung verdrängte. Doch diesmal waren das Erlebte und die Eindrücke noch so frisch und deutlich, dass ich es nicht mehr zurückdrängen konnte.

Der Name „Simon“ in der E-Mail-Nachricht, welche ich gestern erhielt, hatte in mir diese Panik ausgelöst und verursacht. Diese merkwürdige Adresse mit den mysteriösen Zeichen war die Ursache für diese schlimme Nacht, die nun hinter mir lag, und auf die ich jetzt, da sich die Wogen geglättet und die Wolken verzogen hatten, wie auf einen klaren Sternenhimmel blicken konnte. Mir war bewusst, dass die Nachrichten des Briefes von Frau Sonntag und die E-Mail-Nachricht in einem engen Zusammenhang standen. Mein Verstand und meine Angst wollten mich davon abhalten, diese Wahrheit zu sehen, aber es war offensichtlich. Mir wurde nun auch bewusst, wie lange ich nach meinem Erlebnis unter der Tanne, als mich der Blitz beinahe getroffen hatte, meine Angstgefühle unterdrückt hatte. Jetzt floss alles aus mir heraus. Die Tränen rannen mir in einem warmen Fluss das Gesicht herunter. Es gab nun keinen Widerstand mehr. Das Tosen dieser Nacht hatte nun alle Dämme zum Brechen gebracht. Die Schleusen waren weit geöffnet und meine seit Jahren angestauten Gefühle flossen aus mir heraus, wie ein Schwarm Tauben, die man zu lange eingesperrt hatte, die man nun endlich in die Freiheit fliegen ließ. Das lange Schweigen hatte mich unendlich viel Kraft gekostet, der Versuch, meine Gefühle zu beherrschen, mich innerlich aufgefressen und vereinsamen lassen. Leise und noch wackelig auf den Beinen schlich ich ins Badezimmer, holte mir einige Taschentücher, um den Tränenstrom zu stillen. Die vielen Stunden, die ich grübelnd unter der Tanne verbrachte, sowie die unzähligen Tage am Computer auf der Suche nach jener Internetadresse des Alchemisten Simon, welche mir schon damals etwas Aufhellung brachte, bekamen nun einen Sinn und fanden Erlösung. Mir war nun klar, dass alle Ereignisse etwas mit mir selbst zu tun hatten, dass es kein Zufall war und auch keine Krankheit, sondern auf das verwies, was schon sehr lange Zeit in mir wartete und ungelöst verdrängt, garte und schmorte. Niemals hatte ich richtig verstanden, hatte meinen inneren Stimmen, die in dieser letzten vergangenen Nacht so vehement aufgebrochen waren, getraut. Doch jetzt wusste ich, sie sprachen mich an, hatten meine Gefühlsblockaden durch Angst gelockert und mich in nur einer Nacht so stark verändert.

Es dauerte noch mehrere Wochen, bis ich diese stürmischen Erlebnisse etwas besser verdaut hatte, und ich vom Zustand eines verletzten Kindes in den eines sensiblen jungen Mannes überging. Ich fühlte mich nun wie neugeboren. Meine Sinne waren frisch und aufnahmefähig, und aus einem aufgerüttelten, blanken Nervensystem hatte sich ein neues, bewusstes Empfinden geformt. Die Angst der Vergangenheit war immer präsent, jedoch verbunden mit

dem inneren Mut und der Gewissheit, dass alles gut werden würde. Jetzt war für mich die Zeit gekommen, jene Spur, die durch die E-Mail-Adresse gelegt wurde, weiterzuverfolgen und der Wahrheit, die ich schon ahnte, Gewissheit zu verleihen. Ich musste mich mir selbst und meinen inneren Fragen stellen.

Es war ein grauer Wintertag. Rachel war zur Arbeit gegangen und ich hatte den ganzen Tag und die Wohnung ungestört für mich allein.

Entschlossen setzte ich mich an den Computer, nahm die Diskette mit der seltsamen Aufschrift aus der Schublade und überflog schmunzelnd den Schriftzug. Dann schaltete ich den Computer ein, startete mein E-Mail-Programm und öffnete die abgespeicherte E-Mail-Nachricht aus dem Ordner „Simon“. Danach kopierte ich die Zeichenfolge „O°^<>==<()@>~<si<[m][O]>n“ als Adresse in ein neues E-Mail-Formular.

Obwohl mein Verstand mir sagte, dass es so eine Adresse nicht geben könne und es keinen Sinn mache, eine Nachricht an solch eine ungültige Adresse zu verschicken, schrieb ich folgenden Text in das Textfeld:

„Lieber unbekannter Absender Simon! Du hast mir eine Nachricht ohne Inhalt gesendet. Ich möchte wissen, wer Du bist, woher Du kommst und was Du von mir willst? Doch sei gewiss, ich ahne die Antworten schon, ohne sie genau zu kennen. Du bist mir fern und doch so nah. Was bedeutet dieses Gefühl? Antworte mir und sage mir: Was haben Du und ich mit dem magischen Brief zu tun? Warum musste ausgerechnet mir dies alles geschehen?“

In der Betreff-Zeile der E-Mail-Nachricht schrieb ich: „Fragen eines Freundes“.

Ich drückte nun auf den Knopf „E-Mail versenden“ und schickte somit diese Nachricht ab. Eine Weile lehnte ich mich zurück, schaute hinaus aus dem Fenster in den trüben Wintertag und klickte dann auf „E-Mail empfangen“.

Mein Programm folgte dem Befehl und zeigte mir die Ankunft einer neuen E-Mail-Nachricht an. Als Absender las ich die Zeichenfolge: O°^<>==<()@>~<si<[m][O]>n und im Betreff-Feld stand: „Antworten eines Freundes“.

Ich öffnete die Nachricht und las:

„Wer ich bin? Das sage ich Dir. Ich bin Simon, der Dich schon lange kennt. Woher ich komme? Ich bin ein Wesen von der anderen Seite, man könnte sagen, ich bin so etwas Ähnliches wie ein Engel, jedoch bin ich kein richtiger Engel. Was ich von Dir möchte, erfährst Du nun:

Ich, Simon, war einst ein Mensch wie Du, und zu jener Zeit, in diesem anderen Leben, kannten wir uns schon einmal. Wir waren gute Freunde und beide Alchemisten. Wir hatten es uns zur Aufgabe gemacht, das Geheimnis des Lebens und des Daseins zu lüften, den Schlüssel zum ‚Gold‘ zu finden. Wir starteten am gleichen Ausgangspunkt und die Liebe zueinander inspirierte unsere Arbeit. Jedoch entwickelten wir uns unterschiedlich. Nach deiner Erfindung der ‚Roten Tinktur‘, mit der Du den magischen Brief schriebst, wurdest Du immer mehr von der Möglichkeit angezogen, im Äußeren ‚Gold‘ zu erschaffen. Du glaubtest, die spirituelle Welt aus dieser Welt heraus zu deinen Gunsten beeinflussen zu können, wiederholtest diesen ewigen Trugschluss der unedlen Sucher. Dann, am Ende meines Lebens, legte ich die körperliche Hülle ab, ging zurück auf die andere Seite, ins Drüben, in diese Welt des Lichts, in der ich nun verweile, aus der ich Dir diese Zeilen sende. Ich möchte Dir etwas sagen, was wir damals beide noch nicht glauben konnten, was uns noch nicht bewusst war. Höre gut zu: Es ist nicht einfach, das Leben zu leben und es zu verstehen. Du hast es anhand des Briefes selbst erfahren. Jeder Gedanke und jede Tat erscheinen nicht zufällig. Jedoch kann man es im Diesseits nicht mit dem Verstand erfassen. Wir säen und ernten, wissen jedoch nicht wieso und weshalb. Doch glaube mir, hinter allem steckt ein gut gemeinter Sinn. Lass es mich erklären. In Deinem momentanen Leben wurdest Du lange Zeit durch den Brief von Frau Sonntag in Angst und Schrecken versetzt. Genauso, wie Du es vorher selbst bei anderen Menschen durch Deine Erfindung der magischen Tinte ausgelöst hattest. Danach musstest Du durch Deine Ängste gehen, hast die Verzweiflung kennengelernt, um so das Mitgefühl neu zu entdecken. Das Leid hat Dir Deine Machtlosigkeit vor Augen geführt und Dich wieder geöffnet. Das Gleiche ist Dir schon des Öfteren widerfahren, im Kleinen sowie im Großen. Als Du damals Rachel den Brief zeigen wolltest, bist Du nicht vom Blitz getroffen worden. Er hat Dich knapp verfehlt, Dir aber einen heilsamen Schock versetzt. Du warst durch eine Ohnmacht wie im Traum außerhalb von Zeit und Raum, erlebtest eine Reise, die Deine Seele gereinigt und ausgeglichen hat. Du glaubtest gestorben zu sein und bist dann scheinbar wieder ins Leben zurückgekehrt. Jedoch hätte es in Wirklichkeit auf diese Weise kein Zurück in Dein überaus wertvolles, diesseitiges Leben gegeben. Denn nach dem Tod gehen die Seelen auf die andere Seite, zum Ursprung in die Ewigkeit. Sie erscheinen erst wieder auf der Erde, durch die Gnade des Unaussprechlichen, auf der Stufe, die der Seele entspricht. Der magische Brief wurde nach Deiner Bekanntschaft mit dem Blitz durch das Wasser für immer weggespült und bereinigt. Sein Erscheinen und Verschwinden war eine lehrreiche Episode für Dein weiteres Leben. Es war die Fortführung und die Auflösung Deines Weges, der in Deinem Leben als Alchemist begann, und an dessen Anfang die Idee von der

Umwandlung eines unreinen Metalls in Gold gestanden hatte. Du warst damals besessen und verstrickt in das verführerische Ziel, unermesslichen Reichtum, Macht und Ruhm im Äußeren zu erlangen. Von unserem ursprünglichen Gedanken, der inneren Transformation, dem gemeinsamen Traum und Wunsch, uns selbst zu verwandeln, unsere Seelen zu Gold werden zu lassen, warst Du weit abgekommen. Wir wollten ein Schatz für unsere Mitmenschen werden, menschliches Gold sein, erinnerst Du Dich? Ein mitfühlendes Wesen, ohne ein egoistisches Verlangen zu sein, das ist mehr wert als alles Gold der Welt, so dachten wir. Wir wollten den Egoismus gegen den Altruismus austauschen, das war das Klassenziel, welches wir uns auf die Fahnen unserer Lebensschule als Alchemist geschrieben hatten. Für Dich schloss sich danach ein neues Leben im Menschenkleid an und daraufhin ein weiteres, in dem der magische Brief wieder in Dein Leben eintrat, um Dich nun bis zu mir zu führen. Jetzt bin ich glücklich, Dich noch einmal erreicht zu haben und Dir etwas von der anderen Seite sagen zu können. Auch ich habe gelernt in meiner Zeit hier im Drüben, und es fällt mir wirklich nicht leicht, so wie ein Engel zu sein, der Dich nur belehren möchte. Die Engel neigen dazu, den Menschen immer ihre Fehler vorzuhalten, wie Moralapostel von Oben das Gute zu postulieren. Sie sagen gerne: ‚Nutze Deine Lebenszeit, denn ein Leben ist so kurz wie ein Blitzschlag und wertvoller als Gold.‘ Oder: ‚Alles hat einen gut gemeinten Sinn.‘ Und besser noch: ‚Doch sei gewiss, es gibt nicht nur das Leben im Körperkleid, die Seite des Wissens und des Verstandes.‘ Die Seele ist auch hier auf der anderen Seite, dort wo es keine kausalen Zusammenhänge gibt, aus der jedoch jede Erlösung und alles Glück, die ganze Hoffnung und die Liebe entspringen. Kein Diesseits ohne Kummer und Schmerz, ohne Aggression und Leid, denn getrennt von der Wurzel des Seins ist dies das Opfer, das der Mensch für die Verbindung nach Oben zu erbringen hat. Doch die Engel, hier im Drüben weilend, neiden den Menschen das Leben, missen die Möglichkeit der großen Tat, der Sehnsucht, der Wandlung, der Auferstehung. Sie sind rein statische Wesen gegenüber den Möglichkeiten des Menschen und sie wurden nur für eine Aufgabe im Drüben erschaffen. Jedoch nur das Hüben und das Drüben ergeben den Baum in ganzer Pracht. Nur der Mensch kann dies verwirklichen. Erinnerst Du Dich noch an die Zeit, als wir gemeinsam voll Zuversicht, Freude und Humor unsere Arbeit begannen? Wir haben damals so viel Freude erlebt und glaube mir, es ist niemals eine Schande, vom Weg abzukommen oder sich falsch zu entscheiden, denn das kann man eigentlich gar nicht. Alle Wege führen zum Ziel, zur wahren Bestimmung, und aus Fehlern und Leiden lernt man früher oder später auf die richtige Art und Weise. So wie alle Konzepte und Gedanken einmal in sich zusammenfallen werden, um die einzige Wahrheit für jeden zu enthüllen. Sei freudig und entspannt, wir werden uns noch vereinen. Die Sehnsucht nach der Heimat wird auch das letzte Herz noch öffnen und uns alle zusammenschmelzen. Und lerne aus Deinen Schwierigkeiten, sie kommen in 49 neuen Gewändern. Der Edle und Tapfere findet seinen Pfad. Wir bleiben verbunden im Wort.

Bis dahin. Ach ja, kennst Du noch die Geschichte vom kleinen Ner Dakik, die uns damals so viel Gutes aber auch Rätsel bereitet hat? Kannst Du ihren Sinn heute verstehen?

Dein Simon“

Ich schaute auf, es war wie das Erwachen aus einer Trance. Im Monitor sah ich das Spiegelbild meines lächelnden Gesichts. Ich musste eingeschlafen sein.

Ich erinnerte mich an die Geschichte von Jakob und den Engeln, die eine Leiter hoch- und heruntersteigen. Der eine Engel hat den Menschen von Oben eine Geschichte mitgebracht. Die Geschichte von der Suche nach dem kleinen Ner Dakik. Mir war, als müsse ich weinen und lachen, zur gleichen Zeit.

XIII

Als ich mir die Tränen aus den Augen gewischt hatte, sah ich auf den Bildschirm und las:

Es ist nicht lange her, da machte sich ein Mann auf die Suche nach einem Wesen namens Ner Dakik. Niemals zuvor hatte er dieses Wesen gesehen, und doch hätte er schwören können, dass es irgendwo lebt.

Der Mann, der seine Frau und seine Kinder durch Krankheit verloren hatte, fristete sein bescheidenes Dasein als Flickschuster in einer kleinen Hütte am Rande eines Ortes. Die anderen Menschen mochten ihn nicht besonders, weil er so wenig Gutes ausstrahlte, Pech und Armut förmlich an ihm klebten. Er redete scheinbar wirres Zeug, das niemand verstand und auch niemand hören wollte. Nur wenige blieben längere Zeit bei ihm, als es für das Bringen und Abholen der Schuhe nötig war.

In diesen kurzen Momenten der Gesellschaft mit anderen sprach der Mann immer einen merkwürdigen Namen aus: „Ner Dakik“, und er behauptete, es gäbe ein gleichnamiges Wesen, von dem er gehört habe und welches er unbedingt finden müsse.

Wenn er mit leuchtenden Augen „Ner Dakik“ rief, und immer wieder: „Ner Dakik“, wirkte er ganz und gar lächerlich für seine Kunden, die diese Worte nicht kannten und ihn für gänzlich verwirrt hielten.

Er selbst schien sich so sicher zu sein, dass es dieses Wesen wirklich gäbe, und daher war es nur eine Frage der Zeit, bis er tatsächlich seine sieben Sachen packte, seinen Wanderstab nahm und frohen Mutes begann, nach dem kleinen Ner Dakik Ausschau zu halten.

Am ersten Tag seiner Suche begab er sich von Osten nach Westen aufs Land und fragte alle Personen, die dort in den Dörfern wohnten: „Habt ihr den kleinen Ner Dakik gesehen?“

Sie antworteten erstaunt: „Nein, wir kennen niemanden, der so heißt. Wer oder was soll das denn sein?“ – und da der Mann keine so rechte Antwort geben konnte, ließen sie ihn verständnislos stehen.

Doch so leicht ließ er sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er ging weiter und suchte andere Häuser und Höfe auf, befragte freundlich die darin wohnenden, meist rege beschäftigten

Menschen. Geduldig wiederholte er sein Anliegen, formulierte es jedes Mal aufs Neue, aber ausnahmslos erhielt er die gleiche verneinende Antwort.

Daraufhin entschloss er sich, in die nächste größere Stadt zu gehen, um seine Suche fortzusetzen. Hier gab es noch viel mehr Personen, die er um Auskunft bitten konnte, und so klopfte er an die Türen und Fenster und stellte denen, die ihm öffneten, die für ihn so wichtige Frage. Jedoch auch hier und in vielen anderen Städten erging es ihm nicht besser als zuvor. Wen er auch ansprach, keiner konnte ihm in seiner Angelegenheit weiterhelfen. Viele seiner Artgenossen schimpften sogar lauthals, er solle ihnen nicht die wertvolle Zeit mit seinen unvernünftigen Fragen stehlen und sie nicht weiter mit seinen Dummheiten belästigen.

Aufgrund dieser Begebenheiten etwas nachdenklich geworden, beschloss der Mann schließlich, den kleinen Ner Dakik an einsamen Orten, auf eigene Faust, ganz ohne die Hilfe anderer zu suchen. Er ging dorthin, wo er keine Menschen vermutete, und hielt Ausschau, so aufmerksam wie nie zuvor. Eifrig streifte er durch Wiesen und Wälder, erklimmte Berge und durchquerte Täler, aber der kleine Ner Dakik war nirgendwo zu entdecken.

Der Mann gönnte sich keine Pause, gab nicht auf, kroch in Höhlen und kletterte auf Bäume, tauchte in Flüssen und Seen, lauschte überall den Tieren, den Stimmen der Natur, jedoch vergeblich. Nicht die geringste Spur wollte sich zeigen.

Nach vierzig Tagen erfolgloser Suche bis in die entlegensten Winkel waren seine Zuversicht und seine Kraft entchwunden. Er hatte sich völlig verausgabt.

Enttäuscht begann der Mann zu denken, dass er sich wohl geirrt habe, dass es wirklich kein Wesen namens Ner Dakik gäbe, da er ja alles abgesucht habe und es somit unmöglich sei, dass es sich noch irgendwo vor ihm versteckt aufhalten könne. Die anderen, die immer sagten, er solle nicht so viel fantasieren und sich lieber um seine Flickschusterei kümmern, hatten wohl doch recht gehabt. Ihm war nun nichts mehr geblieben. Seine letzte Zuversicht schien entzwei. Selbst seinen Stab und das Tuch, mit dem er seine Suche begonnen hatte, waren ihm unterwegs abhandengekommen.

Das Herz und der Wille des Mannes waren jedoch noch nicht vollends gebrochen. Mit dem letzten Anflug an Energie und Willenskraft vertrieb er seine trostlosen Gedanken. Er wusste nicht, wie es weitergehen sollte, hatte keine Idee mehr, wo und wie er den kleinen Ner Dakik noch suchen könne. Es blieb ihm nichts übrig, als den weiten Rückweg nach Hause anzutreten.

Doch seinen Glauben und die Hoffnung wollte und konnte er nicht vollends begraben. Traurig und müde schlich er mit hängendem Kopf von dannen.

Schließlich, nach langem, schwierigem Weg, erreichte er endlich mit letzter Kraft seine karge Hütte, öffnete die verriegelte Tür, um sich erschöpft niederzulassen. Sein letztes Sehnen war nun verschwunden. Er begann sich damit abzufinden, dass er sein Ziel nicht erreicht hatte, der kleine Ner Dakik unauffindbar blieb, und jede Möglichkeit, ihm ansichtig zu werden, gänzlich erloschen schien.

Unbewusst, ganz ohne sein Zutun, krampfte sich das Herz des Mannes noch einmal zusammen. Wie ein letztes Aufbäumen, bevor die Trostlosigkeit ihn zu ersticken drohte, völlige Finsternis ihn umgab, streckte er die Arme zitternd zum Himmel, schrie die Bitte seines Herzens stumm gegen den Himmel: „Wo bist Du? Ner Dakik? Wo bist Du? Warum hast Du mich verlassen?“

Und wie es die Geschichte uns erzählt, geschah es daraufhin, dass sich etwas Unerwartetes mit dem Manne ereignete.

Wie ein wunderschönes seidenes Tuch, das man nach einer langen Zeit des Verlustes ganz unerwartet beim Entleeren seiner Taschen entdeckt und wie zufällig mit größter Verwunderung herauszieht, obwohl es doch immer ganz nahe war, breitete sich ein strahlendes Wesen vor ihm aus. Es schien wie aus ihm selbst, aus seinem eigenen Inneren zu kommen und doch auch alles zu umhüllen, was ihn äußerlich umgab. Langsam, wie die aufgehende Sonne, tauchte sich der Raum um ihn herum in einen wundervollen, hellen Schein mit einem zärtlichen Hauch von Wärme und Geborgenheit.

Nach einiger Zeit des andächtigen Staunens hauchte der Mann mit kaum hörbarer Stimme: „Wer bist du?“

Sogleich vernahm er eine Antwort: „Ich bin der kleine Ner Dakik, den du schon so lange kennst und von dem du immer gesprochen hast.“

Die Augen des Mannes leuchteten auf. „Ja, aber wie kann das sein? Warum bist du hier? Ich habe dich doch überall gesucht!“

„Ich war immer bei dir“, erklärte der kleine Ner Dakik mit ruhiger Stimme, „sonst hättest du doch gar nicht gewusst, dass es mich gibt und mich so sehnsüchtig überall finden wollen. Nur hast du

mich nicht wahrgenommen und bist immer an mir vorbeigelaufen, obwohl ich überall bin. So wie alles durch das Wort getragen ist, war auch ich in allem immer anwesend.“

Glücklich, aber auch beschämt von der ungeheuren Ausstrahlung des kleinen Ner Dakik, stammelte der Mann: „Weshalb habe ich dich denn die ganze Zeit gesucht, draußen in der Welt, wo du doch schon immer bei mir warst? Ich bin doch wirklich dumm!“

Der kleine Ner Dakik antwortete: „Ein Mensch, der glaubt zu wissen, aber nichts weiß, sagt: ‚Ich weiß.‘ Ein Mensch, der glaubt, klug zu sein und auch klug ist, sagt: ‚Ich weiß, dass ich nichts weiß.‘ Ein Mensch, der das Ziel fast erreicht hat und weise ist, sagt: ‚Ich bin der, der aus Seinem Mittelpunkt ALLES erschafft und formt.‘“

Nach einer kurzen Pause des Schweigens sprach er sanft weiter: „Gib mir deine Hand und halte dich gut fest. Ich bin dein ‚Ich bin‘, Dein ewiger Punkt in Deinem Herzen, der Mittelpunkt Deines Bewusstseins. Ich wirke in Dir, entwerfe alle Dir sichtbaren, scheinbar äußeren Erscheinungen, auch alle Deine Gedanken sowie Deine Vorstellungen von Dir selbst, um Dich etwas sehr Wichtiges über Dich zu lehren, an das Du dich zurückerinnern wirst. Aus MIR entspringt alles in Dir und JCH werde in Dir als Wegweiser erscheinen, als Person, die dich umsonst über alles aufklären wird.“

Ohne zu überlegen und zu zögern – der Mann war von der Art des kleinen Ner Dakik gänzlich verändert worden – folgte er nun willenlos der freundlichen Aufforderung. In blindem Vertrauen streckte er ihm seine Hand entgegen, und als sich ihre Finger berührten, stieg ein unbeschreiblich schönes Gefühl in ihm empor. Er schien nach und nach mit seinem Gegenüber zu verschmelzen, hatte das Gefühl aufzusteigen, zu schweben, so als ob er flöge. Alles um ihn herum verwandelte sich.

Noch einmal erlebte er seine Suche nach dem kleinen Ner Dakik, sah sich selbst und alle Begebenheiten erneut, wurde durch Raum und Zeit getragen, bewegte sich wie schwerelos geleitet durch ein strahlendes Licht. Was immer ihm ein zweites Mal begegnete, Menschen, Tiere, Pflanzen und Dinge, es war unbeschreiblich und wunderbar, in einen weiten Zusammenhang gerückt, mit einer endlosen Fülle verbunden. Die Eindrücke waren aus einer anderen Welt, und sie waren schöner und heller, als er es sich jemals hätte vorstellen können.

Überglücklich und ohne eine Frage auf den Lippen verweilte er, schmeckte die Farben und den Gesang der Worte der Erzählungen seines himmlischen Freundes, der alles Wahrnehmbare

wie eine Melodie auszuströmen schien. So formte sich Sein Eines immerwährendes Licht, durch Worte in des Mannes Gesicht, und weihte ihn ein in dieses Licht.

Erst nachdem er einige Zeit, die ihm unendlich lange vorkam, ganz im Bann dieser einzigartigen Eindrücke gestanden hatte, schwanden die lichten Begebenheiten dahin. Er erinnerte sich noch, wie der kleine Ner Dakik ihm einen Klaps auf die Oberlippe gab, und er sogleich wie durch graue Schleier in die Dunkelheit rauschte. Die Einsicht wechselte langsam in seine gewohnte Sicht. Er befand sich wieder in seiner Hütte.

Nach Minuten, die er schwer wie regungslos dasaß, ohne zu denken und etwas wahrzunehmen, bemerkte er wie durch einen grauen Nebel schimmernd sein goldgelbes Tuch, das ihn auf seiner Suche durch Städte und Wälder begleitet hatte und welches er verloren glaubte. Seine Finger waren tief in den Stoff verkrampft und unwillkürlich begann er zu weinen. Mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen dachte er an die letzten gemeinsamen Eindrücke zusammen mit seinem bezaubernden Begleiter, der ihm gerade eben noch diese traumhafte Vorführung geschenkt hatte.

Er fühlte sich unendlich einsam und traurig, so plötzlich wieder ganz alleine zu sein. Während der Zeit vor seiner Suche, draußen in der Welt, hatte er sich lange in diesem isolierten Zustand befunden, und nur die Sehnsucht nach dem kleinen Ner Dakik hatte ihn über Wasser gehalten. Nun flossen die Tränen in zwei langen Rinnsalen ungehindert über sein Gesicht, tropften auf das eine Tuch, das er zitternd in den Händen hielt. Sollte alles nur ein Trugbild gewesen sein?

Als er sich etwas beruhigt hatte, sah er sich um. Der kleine Ner Dakik war tatsächlich fort. Nirgends eine Spur von ihm. Doch irgendetwas hatte sich doch verändert. Der Raum, in dem er sich befand, schien ihm heller und wärmer als zuvor zu sein. Alle Farben, die sich in seinen Augen niederschlugen, schienen ihn förmlich zu durchdringen und eine ungewohnte Intensität zu erlangen. Er schaute herunter auf das Tuch in seinen Händen. Etwas unbeholfen ließ er es durch die Hände gleiten und vernahm dabei ein leises Rauschen, wie das Fließen und Plätschern eines entfernten Baches.

Erstaunt betastete er den Stoff, aus dem die Klänge herauszuströmen schienen. Zum ersten Mal nahm er ein goldenes Glitzern des Tuches wahr, sog seinen Geruch, die Farben und Muster förmlich in sich auf. Er fühlte die sanft weiche Beschaffenheit der Fasern wie einen Windhauch, der seinen ganzen Körper umhüllte und mit jedem Härchen seiner Haut in Verbindung stand, und sie in sanfte Vibrationen schmiegte.

Es war ihm, als spürte er die warme Feuchtigkeit der Tränen, die das Tuch benetzten, so als stünde er in einem warmen Regen goldener Tropfen, seinen eigenen Tränen, die langsam über den Körper rannen und ihm das Gewebe des Tuches wie seine eigene Haut, als sei es ein Teil von ihm, ja wie sein eigener Leib, erscheinen ließen.

Er sah, dass der Stoff des Tuches auf der einen Seite aus vier verschiedenen Fasern gewoben war: Goldenen wie das Feuer, Silbrigen wie das Wasser, Blauen wie die Luft und Braunen wie die Erde, wovon die letzteren sich aus den drei vorangegangenen Fäden zusammensetzten. Insgesamt ergaben sich alle Farben in einer vollkommenen Harmonie.

Der Mann bemerkte, dass diese Fäden ständig in Bewegung waren. Sie verflochten sich unentwegt aus allen Richtungen in neue Muster und das Verweben ergab ein Rauschen, aus dem sich anziehende Klänge und Melodien langsam herauszukristallisieren begannen. Eine wunderschöne, betörende Musik drang an sein Ohr, und wie ein simultaner Sog drang der wohlriechende Geruch des Tuches in ihn ein und hinterließ einen erlesenen, bittersüßlichen Geschmack in seinem Munde.

Mit dem Blick weiter auf das Tuch gerichtet, sah der Mann in sein vergangenes Leben. Seine Sinne hatten nie die Kraft besessen, der verführerischen Schönheit der Erscheinungen zu widerstehen, die nun wie eine Aneinanderreihung glänzender Perlen vor ihm lagen. Er war gefangen gewesen, immer gebunden an eine einzige Schnur, die ihn wie einen Wurm hatte auf dem Tuch kriechen lassen, von einem sinnlichen Vergnügen zum anderen, ohne bemerken zu können, wohin sein Weg ihn eigentlich führte.

Der Mann wurde gewahr, dass sich alle Menschen auf dieser Seite des Tuches ineinander verstrickten. Jeder schien sein eigenes Ziel, seine eigene Perle zu suchen. Wie an magischen Fäden gezogen, steuerten sie auf schwarze Punkte zu, die auf dem Tuch wie unendlich tiefe Risse aussahen, in denen sie alle restlos zu verschwinden schienen. Diese dunklen Brüche waren in die Gesamtheit des Tuches stimmig integriert, und zusammen mit dem farbigen, umliegenden Gewebe bildeten sie ein perfektes Ganzes, genauso wie die Schatten in einem meisterhaften Gemälde.

Nach einer Weile von diesem Anblick gefesselt, drehte der Mann das Tuch auf die andere Seite.

Hell funkelnd glänzte sie ihm entgegen und reflektierte wie ein transparenter Spiegel. Während er hineinsah, schaute er in die Weite des schillernden Universums, in die glitzernde Leere des

Alls, entfernte sich unendlich, und doch hatte er dabei das bestimmte Gefühl, tief in die Mitte seines eigenen Herzens zu schauen.

Beim genauen Betrachten sah er, dass das Funkeln von einzelnen Fäden stammte, die von der gegenüberliegenden Seite des Tuches durchschimmerten. Sie hatten sich gelöst und waren voller Vertrauen auf der Suche nach einem anderen Ziel zum Vorschein gekommen. Ohne so recht zu wissen weshalb und wozu, ließen sie das vehemente Ziehen der groben Fäden außer Acht und kamen frohen Mutes, einer nach dem anderen, auf der jenseitigen Seite des Tuches, als winziger Lichtpunkt am Ende eines feinsten Fadens zum Vorschein.

Obwohl diese Menschen, die eine andere Richtung eingeschlagen hatten, noch mit den groben Fäden verbunden waren, empfingen sie das zarte Licht, während sie staunend und ohne einen eigenen Wunsch in Richtung des Ursprungs aller Fäden gelaufen waren.

So kam es, dass ihr Erscheinen die hellen Funken auf der transparent reflektierenden, dunklen Seite des glänzenden Tuches bildete, und sie diesen unbeschreiblich prachtvollen Sternenspiegel ausschmückten, in dem sich die vierfarbigen Fäden der anderen Seite wieder spiegelten.

Der Mann schaute auf.

Dann blickte er nach einer Weile wieder in das Tuch.

Vorsichtig wendete er es in seinen Händen, drehte es einige Male behutsam hin und her und tastete zwischen dem Daumen und den vier Fingern seine wundersame Beschaffenheit.

Achtsam, als streichelte er die beiden Flügel eines neugeborenen Schmetterlings, ließ er seine Finger durch den unmerklichen Stoff gleiten, der sich anschmiegsam vor ihm ausbreitete. Wie ein Säugling, der den ersten Tropfen der Muttermilch empfängt, floss von seinen Fingerspitzen ausgehend ein unbeschreibliches, hauchfeines Gefühl von zärtlichster Freiheit und Geborgenheit in ihm empor. Lächelnd sehnte sich der Überfluss dieser Güte nach dem verborgenen Quell bedingungsloser Freigiebigkeit, mit der sie sich im Herzen des Mannes voll der Freude umarmte.

Seit diesem Tage erzählt der glückliche Mann die Geschichte von dem kleinen Ner Dakik.

Und er tut dies für alle, die sich einsam und verlassen fühlen, die von Ungemach und Verzweiflung gepackt werden, die so wie einst auch er dieses unbestimmte, aber sichere Gefühl in sich tragen, dass es da noch etwas anderes gibt ... nämlich das fliegende Wesen mit dem unaussprechlichen Namen: „Ner Dakik“.

Doch bevor der Mann mit dem Erzählen beginnt, schreitet er aufrecht zu der alten Kommode, auf der ein kleines, verziertes Kästchen thront und dessen Deckel er behutsam öffnet. Sein Blick schweift kurz auf die Innenseite der Schatulle, in der die Konsonanten der Buchstaben der Geschichte in feinen Lettern eingraviert stehen. Nun nimmt er bedächtig sein goldenes Lieblingstuch heraus und betrachtet es still in seinen Händen, hebt es dann zärtlich, liebevoll streichelnd und schmiegt es an seine Wangen. Wie im Tanz dreht und hüllt er sich hingebungsvoll in den Hauch des betörenden Geruchs von Glück und Dankbarkeit, an die Erinnerung seines Zusammentreffens mit dem kleinen Ner Dakik, den er ganz tief in sein Herz geschlossen hat und den er niemals mehr vergessen wird.

Dann erst singt er die farbigen, unaussprechlichen Worte des Glanzes und füllt sie mit dem Einen Licht der anderen Seite des spiegelnden Tuches.